



Feldzeitung

Riga, Mittwoch, 3. März 1943. Nr. 712

von der Maas bis an die Memel

Der „Kessel“ Demjansk — ein heldisches Symbol des Kampfes unserer Armee Die Räumung des Brückenkopfes südostwärts des Ilmensee

Vorstöße und Durchbruchversuche der Bolschewisten scheiterten erneut

General Hansen 40 Jahre aktiv

Am 1. März beging General der Artillerie Christian Hansen, Kommandierender General des hanseatischen Korps unserer Armee, sein 40jähriges Dienstjubiläum. Christian Hansen wurde am 10. April 1885 in Schleswig geboren, trat am 1. März 1903 als Fahnenjunker in das Fussartillerieregiment 9 ein und wurde 1915 Generalstabs-offizier. Von 1933 bis 1936 war er Kommandeur des Art.-Regt. I und übernahm anschließend die 25. Infanteriedivision in Württemberg. 1939 wurde Hansen Kommandierender General des hanseatischen Korps.

Nach erfolgreichen Kämpfen im Westen wurde General Hansen vorübergehend Be-



Aufnahme: PK-v. d. Piepen

fehlschaber von Holland, dann stieß das Korps über Langemarck und Ypern nach Dünkirchen vor, wo es an der Vernichtung der Engländer massgeblich beteiligt war. Während dieser Schlacht erfolgte die Beförderung zum General der Artillerie. Schwerste Kämpfe erwarteten das Korps in Russland. Aber in schwingvollem Vormarsch ging es über Njemen und Dina. Nach der Erstürmung von Noworosschew folgten die schweren Abwehrkämpfe um Staraja Russa und am Ilmensee, die unter Führung des Kommandierenden Generals den vergangenen Winter über und auch jetzt wieder dem Korps Abwehrerfolg und Sieg gebracht haben.

Beförderungen in der Wehrmacht

Berlin, 2. März. Im Heer wurden befördert mit Wirkung vom 1. Dez. 1942:

Zum Generalleutnant Generalmajor Traugott

Mit Wirkung vom 1. Jan. 1943: Zum Generalleutnant Generalmajor von Lenski.

Zum Generalmajor Oberst Freiherr von Broich.

Mit Wirkung vom 22. Jan. 1943: Zum General der Artillerie, Generalleutnant Pfeffer; zum Generalleutnant, Generalmajor Cramer.

Mit Wirkung vom 17. Jan. 1943: Zum Generalleutnant Generalmajor Schmidt (Arthur).

Mit Wirkung vom 27. Jan. 1943: Zum Generalmajor Oberst Dipl. Ing. Roske.

Mit Wirkung vom 28. Jan. 1943: Zum General der Gebirgstruppen: Generalleutnant Lanz.

Mit Wirkung vom 1. Februar 1943: Zu Generalleutnanten die Generalmajore: Mikulicz, Hartmann (Walter), von Cholütz; zum Generalmajor Oberst Wenck (Walter).

SCHARNHORST:

Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes. Wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren, auch selbst in dem Laufe der großen Siege.

Aus dem Führerhauptquartier, 2. März. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Südtell der Ostfront stand der gestrige Tag im Zeichen eigener Gegenangriffe.

Kühne Angriffsunternehmungen der deutschen Truppen am unteren Kuban zerschlugen feindliche Kräftegruppen und vereitelten Angriffs vorbereitungen.

Trotz schwieriger Wetter- und Geländebedingungen wurden im Raum von Isjum zahlreiche weitere Ortschaften genommen. Einige versprengte Feindgruppen wurden vernichtet. Die Gefangenen- und Beutezahlen sind weiter im Steigen. Auf dem Schlachtfeld wurde unter den zahlreichen Toten der Kommandierende General des XXV. sowjetischen Panzerkorps, Generalmajor Pawloff, aufgefunden.

Im Kampfraum westlich Charkow bis nördlich Orel und im Abschnitt südlich des Ilmensee scheiterten auch am gestrigen Tage Vorstöße und Durchbruchversuche des Feindes unter hohen blutigen Verlusten.

Der Brückenkopf von Demjansk südöstlich des Ilmensee, gegen den die Sowjets 14 Monate lang vergeblich unter ungeheuren Menschen- und Materialverlusten anrannten, wurde von den deutschen Truppen planmäßig geräumt. Die seit langem vorbereitete Zurücknahme der deutschen Linien erfolgte Schritt für Schritt, nachdem sämtliches Gerät und alle Waffen rechtzeitig zurückgeführt waren. Die Räumung selbst vollzog sich ohne Behinderung durch den Gegner.

An der nordtunesischen Front machten die deutsch-italienischen Angriffstruppen, wirksam unterstützt durch die Luftwaffe, gestern weitere Fortschritte.

Die Luftwaffe griff Eisenbahnlinien im feindlichen Hinterland, Verladeeinrichtungen und Schiffslandeplätze in Bone mit gutem Erfolg an. Deutsche Jäger und Flakartillerie der Luftwaffe schossen im Mittelmeer 11 feindliche Flugzeuge ab.

Britische Flugzeuge drangen in den gestrigen Nachtstunden bis Berlin vor und warfen Spreng- und Brandbomben auf die Reichshauptstadt und Orte in der Umgebung. Es entstanden Brand- und Sprengbombenschäden in Wohnvierteln und an öffentlichen Gebäuden. Die Bevölkerung hatte Verluste. Einige feindliche Flugzeuge griffen mit vereinzelt Bombenwürfen westdeutsches Gebiet an. Durch Nachtjäger, Flakartillerie der Luftwaffe, Marineartillerie und Vorpostenboote wurden 19 zum Teil viermotorige feindliche Flugzeuge abgeschossen.

Im Seegebiet westlich Norwegen wurde ein britischer Zerstörer durch Bombenwurf beschädigt.

Zum Besuch des Aussenministers beim Duce

Fragen der europäischen Politik und der Kriegsführung der Dreierpaktationen besprochen

Berlin, 2. März. Inmitten einer Zeit, da durch die Belastungen des Krieges die von Grund auf zwischen den Antichachsenmächten bestehenden Divergenzen immer klarer sichtbar werden, weshalb die führenden Politiker Englands und der USA durch die Entwertung ebenso utopischer wie phrasenhafter Nachkriegspläne ihre besorgten Öffentlichkeiten von den Nöten der Gegenwart vergeblich abzulenken suchen, inmitten einer solchen Zeit weitete der Aussenminister des Reiches im Auftrage des Führers in Italien und erörterte dort nach Überbringung einer persönlichen Botschaft des Führers in tagelangen Besprechungen mit dem Duce und seinen engsten Mitarbeitern alle Fragen der europäischen Politik sowie der gemeinsamen Kriegsführung der verbündeten Dreierpaktationen.

Wer sich die Mühe nimmt, den Wortlaut des gemeinsamen Kommuniqués sorgfältig zu

studieren, das soeben über jene vom 25. bis zum 28. 2. im Geiste der bewährten deutsch-italienischen Freundschaft geführten hochpolitischen Verhandlungen bekannt gegeben worden ist, wird ohne weiteres nicht nur die umfassenden Themen dieser Besprechungen erraten, sondern vor allem auch den weltweiten Unterschied erkennen, der im Gegensatz zu den theatralisch aufgemachten Begegnungen Roosevelts und Churchills der ersten Zusammenarbeit unter den Achsenmächten schon immer eigen ist.

Immer wieder haben die jüdisch-plutokratisch-bolschewistischen Lügenfabrikanten in London, Moskau und Washington versucht, der Weltöffentlichkeit glaubhaft zu machen, dass zwischen Berlin und Rom ernsthafte Meinungsverschiedenheiten bestünden, ja, dass es gewissermaßen nur noch eine Frage der Zeit sei, bis die Achse auseinanderfalle.

Das deutsche und italienische Volk haben seit Anbeginn über Unterstellungen solcher Art mitteilend gelächelt, denn die Bande, die das Reich und Italien heute fester denn je zusammenhalten sind — wie die Welt genau weiss — über jeden Zweifel erhaben. Es erübrigt sich daher, die in dem amtlichen Kommuniqué erwähnte völlige Übereinstimmung, die immer zwischen Deutschland und Italien bestanden hat, hier noch einmal besonders zu betonen.

Es genügt in dem Zusammenhang, sich an die kürzlich missglückte Konferenz von Casablanca zu erinnern, die angeblich die festgefügte Solidarität der Antichachsenmächte unterstreichen sollte, während in Wirklichkeit auf ihr die Sowjetunion und Tschungking-China nicht einmal vertreten waren, und Roosevelt und Churchill dabei alle Mühe hatten, ihre nordafrikanischen Differenzen zu bereinigen, um zu begreifen, in welchem Lager dieses Krieges wirkliche und wahrhaftige Einigkeit herrscht.

Während sich der Dollarimperialismus

Roosevelts immer klarer als das Ziel des internationalen Judentums erweist, sich alle Völker unserer Erde zu unterwerfen, bekennen sich Deutschland und Italien erneut zu dem Programm, wie es vor Jahren in den Thesen des historischen Dreimächtepaktes in Berlin vereinbart worden ist.

In der Begrenzung ihres Führungsanspruches auf den europäischen Grossraum der mit dem Ringen Japans um ein grösseres Ostasien parallel läuft, bekundet sich die wahre und historische begründete Neuordnungsmision Berlins, Roms und Tokios in den ihrer politischen, militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Macht gemässen Räumen, während die raumfeindliche Struktur des britischen Imperiums sowie die Liquidierungspläne Roosevelts auf Kosten Englands und auch anderer Staaten der Welt durch gewaltsame Einmischung in fremde Lebenssphären die Ursache immer neuer Kriege und Konflikte mit sich bringen müssen.

Das Kommuniqué über diese jüngsten und erschöpfenden deutsch-italienischen Besprechungen proklamiert im Gegensatz zu den verworrenen Zukunftsvisionen der führenden Politiker der Antichachsenmächte das klare und eindeutige Ziel der Schaffung eines gesicherten Daseins für alle europäischen Völker, und zwar in einer Atmosphäre der Gerechtigkeit und Zusammenarbeit. Frei von allen jüdischen und plutokratischen Einflüssen soll — dies ist der unerschütterliche Wille Deutschlands und Italiens — den Ländern unseres Kontinents die Möglichkeit zu produktiver Arbeit und sozialer Gerechtigkeit innerhalb der gesicherten Grenzen des grosseuropäischen Raumes garantiert werden. Für diese Ziele ist die Achse entschlossen, den Krieg mit aller erforderlichen Kraft bis zur vollständigen Vernichtung der feindlichen Streitkräfte und bis zur endgültigen Beseitigung der tödlichen Gefahr einer Bolschewisierung Europas fortzusetzen.

Finnlands Weg liegt klar

Staatspräsident Ryti sprach zum Amtsantritt

Helsinki, 2. März. In feierlicher Sitzung des finnischen Reichstages erfolgte Montagmittag der Amtsantritt des wiedergewählten Staatspräsidenten Ryti. Staatspräsident Ryti führte u. a. aus: Der Krieg wird fortgesetzt und erfordert die ganze Aufmerksamkeit. Er stellt Finnland vor immer neue schwierige Entscheidungen.

Nachdem Finnland im Winterkrieg allein gegen eine gewaltige Übermacht gekämpft hatte, zog es sich, da seine Kräfte nachgelassen hatten, aus dem Kriege zurück.

Finnland glaubte an die gegenseitige auf richtige Befolgung des vereinbarten Friedens. Aber bald trat ein fortgesetzter Druck und die Einmischung sowohl in innere Angelegenheiten als auch in die Aussenpolitik ein. Das Drama, das gleichzeitig in den baltischen Ländern geschah, die ohne Widerstand

den Forderungen ihres grossen Nachbarn unterlagen, gab Finnland mehr als eine Vorstellung von dem drohenden Schicksal. Aber Finnland gab nicht nach, und so kam es wieder dazu, mit der Waffe in der Hand sich zu verteidigen.

Diesmal standen mit uns, so betonte der Staatspräsident, in dem Kampf gegen den Weltfeind, die Sowjetunion, die gewaltige Macht Deutschlands und seiner Verbündeten. Unter solchen Verhältnissen gelang es den finnischen Truppen, in heftigen Kämpfen das verlorene Karelien zurückzuerobern und an allen Fronten die Stellungen zu erreichen, die sie schon über ein Jahr erfolgreich gegen zeitweilig sehr heftige Angriffe verteidigten.

Das Ziel ist die erfolgreiche Beendigung unseres Krieges, weshalb auch weiterhin alle unsere Kräfte angespannt werden müssen.

DER KESSEL

VON UWE SASS

Zum erstmalig nach einem Kampf von über 14 Monaten ist im Wehrmachtbericht der Name gefallen, der seit langem täglich in aller Munde war. Das ungestüme Vordringen unserer Armee nach dem Ausbruch des Ostfeldzuges, das in den weiten Räumen über Kowno, Dünaburg und Pleskau den Ilmensee zum Ziel hatte, und diesen rechts überflügelnd unsere Korps, Divisionen und Regimente bis an die Waldai-Höhen heranzuführen, kam in der Eiseskälte des vorigen Winters im Raum um Demjansk zum Stehen. Die Bolschewisten drückten stark auf unseren südlichen Flügel. Es gelang ihnen in dieser Zeit die Inbesitznahme der von Staraja Russa nach Süden führenden Rollbahn, und aus den Kämpfen dieser Tage und Wochen vor über einem Jahr entwickelte sich ein Frontverlauf von so eigenartiger und einzigartiger Prägung, dass er in die Geschichte dieses Krieges gegen Sowjetrußland als charakteristisch eingehen wird. Der Soldat mit seinem Sinn für Klarheit und Einfachheit in der Ausdrucksweise fand schnell den Begriff für diesen Brückenkopf, wie der Wehrmachtbericht es militärisch nüchtern nennt. Er nannte ihn kurz den Kessel. Und aus diesem Kessel heraus führte ein Schlauch, der ebenfalls zum Begriff für jeden Angehörigen unserer Armee wurde, denn der Schlauch war für jeden Kämpfer im Kessel Demjansk die Brücke, gewissermaßen der Durchlass zur Heimat.

Es hat Monate gegeben, da war es den Bolschewisten gelungen, um den Kessel ei-

nen dichten Einschliessungsring zu ziehen, so dass der Schlauch und damit die Landverbindung zur Heimat eingedrückt wurde. Trotz eisiger Kälte und heftiger Feindeinwirkung haben die Männer des Kessels Demjansk in diesen Monaten allen Angriffen der Sowjets, die in immer wieder neuen Massen anrannten, standgehalten, einzig und allein angewiesen auf eine Versorgung aus der Luft. Die dicken Ju's waren die einzige Brücke zur Heimat. Die Heimat selbst aber ahnte nicht, wenn sie die Briefe aus dem Kessel bekam, wie es um diese Männer stand. In eiserner Disziplin haben sie auch ihren nächsten Angehörigen gegenüber das Geheimnis ihrer Stellung bewahrt. Sie haben aufmunternde Briefe geschrieben, wenn es ihnen auch manchmal schwer ums Herz war.

Es kam der Sommer. Der Kessel konnte wieder geöffnet werden. Der Schlauch war wieder die Landverbindung zur Heimat. Reibungslos wickelte sich in den Sommermonaten der Urlauberverkehr durch diesen Schlauch ab, und wenn der Iwan, wie er von den Soldaten genannt wurde, auch gelegentlich an den Engstellen des Schlauches versuchte, den Verkehr zu stören, indem er mit weittragender Artillerie oder auch mit Flugzeugen kam, so hat das die Männer des Kessels nicht erschüttert, die über ein Jahr lang vier oder vielleicht sogar noch mehr russische Armeen in heldenhaftem Kampf gebunden hatten. Der Verlauf der Kämpfe in diesem Winter hat den taktischen Entschluss der Führung notwendig gemacht, den Kessel von Demjansk zu bereinigen. Es ist die Sache der Führung zu entscheiden, welche Einsichten zu diesem Entschluss geführt haben und welche Zielsetzung mit dieser Massnahme der Räumung des Kessels verbunden ist. Die Auswirkungen werden sich zeigen, wie sich noch immer die Massnahmen der deutschen militärischen Führung als auf weite Sicht angelegt erwiesen haben. Es springt ins Auge die Tatsache, dass hier eines Tages die Front gradliniger verlaufen musste, wollte man nicht erneut grosse eigene Kräfte binden.

Wer die Räumung des Kessels aus unmittelbarer Anschauung mitgemacht hat, weiss, dass das allmähliche Sichabsetzen vom Feind so ziemlich restlos gelungen ist. Bei der starken Bewegung, die auf den Winterstrassen im Schlauch und im Kessel im Zuge der Räumungsmassnahmen herrschte, konnte es dem Gegner nicht ganz verborgen bleiben, was vor sich ging. Man kann ihm aber nicht bescheiden, dass er so rechtzeitig aufgewacht ist, um in grossem Umfang und schwerwiegend die Rückmarschbewegungen zu stören. Ganz abgesehen davon, dass mit deutscher Gründlichkeit den Bolschewisten der Vormarsch bzw. das Nachrückgehen gegen die deutschen Nachhut erschwert worden ist! Der Angriff des Gegners wurde naturgemäss von der deutschen Führung an den Stellen des Schlauches erwartet, wo er am dichtesten an die Rollbahnen herankam. Und als Iwan im Zuge seiner Störmassnahmen zum erstenmal mit massierten Kräften an einigen Schlauchstellen antrat, prasselte ihm ein Feuerhagel deutscher Artillerie entgegen, den er nicht erwartet hatte. Jeder aus dem Kessel kennt das kleine Dörfchen Z., wo eine berühmte Infanteriedivision einen Massenangriff bolschewistischer Panzer auffing, abriegelte und mit einem wahren Eisenhagel von Flak und Pak zerschlug.

Der Rückmarsch der Kolonnen, das wollen wir ruhig feststellen, hat unter feindlicher Einwirkung gelegen. Wir denken an jene Verkehrsposten, die unermüdet den kilometerlangen Kolonnenverkehr dirigierten, während die Einschläge der gegnerischen Artillerie in unmittelbarer Nähe niedergingen. Wir denken an die Angriffe bolschewistischer Schlachtfieger, denen wir mit unseren langen Kolonnen ein günstiges Ziel boten. Wir denken an jene Stelle hinter N., wo die Schlachtfieger im Tiefangriff herniederstiegen und wir glaubten, bei der Massierung dieses Angriffs seien ihnen hunderte von Fahrzeugen zum Opfer gefallen. Nichts dergleichen. Einige wenige Ausfälle, die auch noch glimpflich verliefen, und als die Bolschewisten zurückdrehten, um mit Bordwaffen unsere Kolonnen anzugreifen, waren unsere singenden Messerschmitt schon da und haben ihnen ihr Handwerk gründlich verleidet. Alle solchen Zwischenfälle sind die Männer des Kessels gewöhnt. Sie bewahren jene unvergleichliche Haltung, die aus monatelanger Kampfsgewöhnung, aus der Eigenart dieses Frontverlaufes und aus der Tapferkeit ihrer Herzen geboren ist.

Es ist schon neulich an dieser Stelle betont worden, dass die Männer vom Ilmensee schon häufig vor grosse Aufgaben gestellt wurden, ohne dass ausser einem beiläufigen Satz im Wehrmachtbericht dieser unvergleichliche Kampf eine öffentliche Würdigung hat finden können. Vielleicht darf man an dieser Stelle einmal das Wort vom stillen unbekanntem Heldentum an-

Neue Phase im Chinakrieg

Vier japanische Offensiven - Nanking-Armeen folgen

wenden auf die Männer des Kessels in ihrer Gesamtheit: Auf die Infanteristen und Pioniere, die zusammen mit den Männern von der Pak an den weiten Kesselrändern den bolschewistischen Ansturm aufhielten, die sich in den Boden von Demjansk festkralten, in dem so viele tapfere Kameraden ihre letzte Ruhe gefunden haben. Auf die Artilleristen, die in schweren Duellen mit der massierten gegnerischen Artillerie immer wieder, oft unter härtesten Bedingungen, den Feuerschutz übernahmen, wobei sie in weiser Einteilung mit ihrem Munitionsvorrat umgehen mussten, da in kritischen Zeiten die Munition erst durch die Ju's hergebracht werden musste. Man kann das Wort aber auch anwenden auf alle Männer der rückwärtigen Dienste im Kesselbereich, wobei besonders betont werden muss, dass es den Begriff «rückwärtiges Gebiet» bei einem solchen Frontverlauf wie im Kessel von Demjansk nie gegeben hat, weil die Front rings um die Männer herumlag und das Vorne und das Hinten in einander übergingen. Auch diese Männer haben immer unter feindlicher Feuerwirkung ihren verantwortungsvollen und schweren Dienst getan bis zum letzten OT-Mann, der dafür gesorgt hat, dass durch die Heranführung von Holz den Männern vorne die Möglichkeit gegeben war, ihre Bunker einigermaßen wohlisch auszugestalten. Man darf in diesem Zusammenhang aber auch nicht die Männer der Luftwaffe vergessen, sowohl die der Transportflieger, die in ihren Ju's die Versorgung des Kessels sicherstellten, wie auch jener Flak-Einheiten, die im Erdinsatz neben den Kameraden von der Infanterie höchste Bewährungsproben ablegten.

So sehr dieser Kessel vom Fluch des einzelnen Soldaten beladen und belastet ist, irgendwie hat er uns doch gepackt und wird sich in das Kriegserleben der Männer von Demjansk unauslöschlich einbrennen. Die Gräber oben auf dem weiten Hügel von Demjansk, auf dem wir in den letzten Tagen vor der Räumung in der Abenddämmerung, umgelöst von den irdischen Leuchttürmen der bolschewistischen Streckenscheinwerfer, standen, haben den Sinn des Kampfes von Demjansk mit all seinen Opfern, seinen Beschwernlichkeiten, seinem zähen Ausstarren und all dem Aufwand an Tapferkeit und Mut offenbar werden lassen. Tausende von Kilometern fern der Heimat haben hier deutsche Soldaten im Sommer in Moor und Sumpf und im Winter in eisiger Kälte gegenüber der vielfachen Übermacht eines Feindes, der kein Erbarmen kennt, einen Dorn gebildet in das Fleisch des bolschewistischen Aufmarsches, der alle Überflügelungsversuche zunichte machte und damit zum beherrschenden Angel- und Drehpunkt für die gesamte Nordfront wurde. Eine spätere Geschichtsschreibung wird das erst genauer deutlich werden lassen.

Aber die Kameraden des Kessels von Demjansk nehmen das Bewusstsein mit, unsterblichen Ruhm an ihre Fahnen geheftet zu haben in ihrem einsamen zähen Ringen. Der Brückenkopf von Demjansk ist, wie der Wehrmachtbericht feststellte, ohne wesentliche feindliche Einwirkung geräumt. Und wenn uns eine Bitternis aufsteigt, so ist es die, dass wir jene schlichten Holzkreuze auf den Friedhöfen, die so unendlich liebevoll eingestaltet waren, nicht mehr in unserer Obhut haben dürfen. Wir müssen uns auch damit abfinden, wie wir uns als Soldaten mit manchem bereits abgefunden haben. Aber wenn wir an Demjansk denken, sollen diese Kreuze vor unserem Auge aufstehen als eine immerwährende Mahnung, uns jener würdig zu zeigen, die dort ihren letzten Schlaf tun.

Berlin, 2. März 1943. Mit überraschender Gleichzeitigkeit haben sich die japanischen Truppen an vier von einander unabhängigen Fronten des ausgedehnten chinesischen Kriegsschauplatzes in Bewegung gesetzt. Das Zentrum der Angriffstätigkeit ist die Provinz Hupeh am mittleren Yangtse, liegt doch diese Provinz Tschungking am nächsten. Im Vergleich zu diesem Operationsfeld, das als 6. Kriegszone bezeichnet wird, haben die anderen Gebiete, in denen die Kampfhandlungen neu aufblühten, vielleicht nur die Aufgabe, die japanische Hauptaktion abzuschirmen und die Kräfte Tschiangkai-scheks zu zerstreuen.

Bereits Mitte Februar meldete Tschungking besorgt nach London und Washington, dass die Japaner in acht Kolonnen nördlich und südlich des Yangtse vordrücken und dass ihr erstes Ziel mutmaßlich Itchang wäre. Bei Itchang endet die Dampfschiffahrt auf dem Yangtse und hier befindet sich auch ein Hauptquartier der Tschungking-Streitkräfte. Die Kampfhandlungen spielen sich jedoch weiter östlich ab, zum Teil an dem grossen See von Tungking. Als Gegner hatten die Japaner in diesem Raum Tschungking-Truppen unter dem General Cheng Cheng, dessen Vorausabteilungen in der Stärke von 30 000 Mann gefangen genommen oder vernichtet wurden. Die Japaner konnten in der Ausnützung dieser Erfolge eine Reihe von Städten Nord- und Süd-Hupehs besetzen, darunter solche, die seit längerer Zeit dem Tschungking-Regime als Stützpunkte dienten. Um so höher ist der Raumgewinn zu werten, als die Kampfhandlungen teilweise im Sumpfgelände ausgetragen wurden.

An Ausdehnung und Truppeneinsatz dürften die Operationen im Räume der Provin-

zen Schantung-Kiangsu an zweiter Stelle zu nennen sein. Bedeutsam vor allem dadurch, dass hier zum ersten Mal Formationen Nanking-Chinas an der Seite der Japaner gegen Tschungking-China kämpften. Hier stand den Japanern eine Tschungking-Armee unter dem General Han Teh Chin gegenüber. Zu Kampfhandlungen kam es bei Tschetschiao-tschien, ungefähr 160 km nördlich von Nanking. Es gelang den getrennt marschierenden japanischen und nationalchinesischen Formationen, gegen den Stützpunkt vorzustossen und ihn zu nehmen. In Fortgang dieser Kämpfe wurde dann das Hauptquartier der 4. chinesischen Armee gestürmt. Dass sich der Krieg so nahe der Hauptstadt des neuen China abspielt, während andererseits japanische Truppen östlich Peking, in Südjchina und an der burmesisch-chinesischen Grenze stehen, charakterisiert die Besonderheit des weit auseinandergezogenen Kampfes. Beiderseits haben sich Expeditionen in das gegnerische Gebiet hineingeschoben und suchen den Wiederaufbau zu stören. Mit den erfolgreichen Kämpfen gegen die Truppen Han Teh Chins nähert sich die Säuberung von Kiangsu und Schantung ihrem Ende, so dass mit der Gesamtbefriedigung des für Nanking und Tokio gleichermassen wertvollen Gebietes gerechnet werden kann.

Der dritte Angriff vollzog sich mit überraschender Schnelligkeit in Südjchina, wo die Japaner auf der nördlich von Hainan gelegenen Halbinsel Laitschau aktiv wurden und die französische Konzession Kwangtschuan unter ihren Schutz nahmen. Anstoss hat die Befürchtung gegeben, dass Tschungking nach dem Misserfolg einer ausreichenden Versor-

gung mit Kriegsmaterial durch die Luft sich dieses Platzes bemächtigen werde, der ausserordentlich günstig als Ausgangspunkt für eine Ersatzburmastrasse gelegen ist. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass New York einen neuen japanischen Vorstoss nicht bei Laitschau, sondern weiter östlich bei Kanton vermutete, aber beide Plätze gehören zur Provinz Kwangtung.

Für die vierte Gruppe von Kampfhandlungen wird die Besetzung der beiden Flugplätze bei Kwangtschuan von erheblichem Nutzen sein. Dieses Operationsgebiet liegt am mittleren Salween, nördlich von Indochina und Thailand, in den Schluchten des zentralchinesischen Gebirges; von Kwangtschuan aus können nennbar die Truppen, die an der Nordgrenze Indochinas stehen, durch die japanische Luftwaffe unterstützt werden. Der Salween ist von den Kämpfen um Burma noch in Erinnerung, aber damals fanden die japanischen Angriffe weit im Süden, am Unterlauf des Flusses statt und richteten sich gegen die Briten, die dort vergeblich Burma zu verteidigen suchten. Jetzt wird mit anderen Fronten gekämpft. Die Japaner stossen aus der Provinz Yunnan vor und bewegen sich in östlicher Richtung, während die Tschungking Truppen von Westen her abwehren. Nach Ansicht Tschungking sei das japanische Angriffsziel der Gebirgspass Maminan.

Bald nachdem Nanking seine Bereitschaft zur Teilnahme am Kriege gegen Tschungking erklärte, hatten diese verschiedenen japanischen Operationen begonnen, aber es wäre verkehrt, sie auf die Bereitschaft Nankings zurückzuführen, denn bislang stellt der Einsatz der nationalchinesischen Truppen in Nord-Kiangsu in der Nähe der alten Mündung des Gelben Flusses, noch eine Ausnahme dar. Im allgemeinen ist Nanking erst mit der Aufstellung der Armeen beschäftigt. Die Soldaten Wang-Tsching-Wei — der Staatspräsident Nationalchinas ist zugleich Oberster Befehlshaber — müssen erst ausgebildet und ausgerüstet werden. Auf der Militärkonferenz, die dieser Tage in Nanking stattfand, wurde als vordringliche Aufgabe die Säuberung des rückwärtigen Operationsgebietes bezeichnet, um das Wirtschaftsleben zu sichern. Eine gleichzeitig abgehaltene Konferenz des Nationalen Wirtschaftsrates betonte die Dringlichkeit des Schutzes der Bauern; man müsse eine Steigerung der Produktion erzielen und die nationalen Vermögenswerte erhalten.

Somit vollziehen sich die diesjährigen japanischen Kampfhandlungen unter günstigeren Bedingungen als in den früheren Jahren. Das dürfte auch der Grund sein, warum die Hilferufe aus Tschungking diesmal viel alarmierender klingen und warum die Frau Tschiangkai-schek nach New York eilte. Niemand, so erklärt man heute in Tokio, würde ein konventioneller Frieden mit Tschungking geschlossen werden, man wolle mit dem Tschungking-Regime nie mehr etwas zu tun haben.

Französische Miliz

In Vichy wurde vor kurzem im Rahmen einer staatlich organisierten Kundgebung eine Gründung vollzogen, die der anwesende Ministerpräsident Laval einen Akt von grösster Bedeutung nannte. Es handelt sich um die Taufe der «Französischen Miliz».

Ein erster Blick auf dieses Ereignis lässt die Vermutung aufkommen, dass man lediglich einem anscheinend nicht recht lebensfähigen Kind einen neuen Namen gegeben hat, in der Hoffnung, ihm damit auch eine bessere Zukunft zu geben. Scheint es sich doch um nichts anderes zu handeln, als dass der S.O.L., d.h. der Ordnungsdienst der Frontkämpferlegion von nun an den Namen «Französische Miliz» tragen werde und eine Reihe von politischen Aufgaben zu erfüllen habe.

Um diesen Vorgang ganz verstehen zu können, muss man sich ins Gedächtnis zurückrufen, dass Marschall Pétain nach dem Zusammenbruch des französischen Staates, der auch das Ende des französischen Parteiwesens bedeutete, sich auf keinerlei Volksbewegung in Frankreich stützen konnte und ihm als einzige Verbindung zum Volk der Verband ehemaliger Frontkämpfer verblieb. Diese Organisation hatte der Marschall zwar neu ordnen lassen, er hatte jedoch nicht verhindern können, dass sich in ihm auch Elemente einschlichen, die mit der von ihm angestrebten nationalen Revolution sehr wenig zu tun hatten, ja die, wenn auch nicht offen, gaullistischen Einflüssen durchaus zugänglich waren. Es war daher nach der Rückkehr Laval nach Vichy zu einer Reorganisa-

sation dieses Verbandes gekommen, Laval selbst hatte die oberste Führung übernommen und seinen Vertrauensmann Lachal zum Chef ernannt. Ausserdem hatte man die jungen Aktivisten angegliedert und zum S.O.L., dem Ordnungsdienst der Legion, zusammengezogen. Dabei mögen Laval die militanten Gliederungen der Partei und die faschistische Miliz als Beispiel vorgeschwebt haben. Die Umbenennung in «Französische Miliz» zeigt diese Anlehnung noch stärker.

Der bisherige Chef des Ordnungsdienstes Joseph Darnand — er wird auch Chef der französischen Miliz sein — kündigte beim Gründungsakt, der gleichzeitig durch ein im «Journal Officiel» veröffentlichtes Gesetz legalisiert wurde, an, dass innerhalb der Miliz noch eine Sonderformation gebildet wird, deren Aufgabe es sein wird, gegebenenfalls die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zu sichern, die gegnerische Propaganda zu unterdrücken und die unterirdische feindliche Miniarbeit aufzuspüren. Ganz allgemein, so sagte Darnand weiter, sei die französische Miliz das wichtigste Instrument zur Wiederaufrichtung auf moralischem, sozialem, politischem und geistigem Gebiet. Sie habe die Aufgabe, den Hunger und das Elend als Folgen der Niederlage zu bekämpfen, sich dabei insbesondere der üblen Erscheinungen des schwarzen Marktes anzunehmen sowie die Durchführung der sozialen Gesetze zu überwachen und die «korporativen Interessen» zu verteidigen.

Man hat sich in Deutschland im Laufe der letzten Monate und Jahre daran gewöhnen müssen, alle Manifestationen, die aus Frankreich herüberklangen, mit einem gewissen Vorbehalt aufzunehmen. Zu oft schon hat es sich gezeigt, dass hinter schön formulierten Gedanken nichts stand, was den Interessen des neuen Europas dienen konnte. Der Ordnungsdienst der Legion ist mit seiner Umbenennung und Legalisierung, das sei hier nur sachlich festgestellt, aus dem Dunkel eines mehr oder weniger privaten Vereins in das Licht eines vom Staate anerkannten und organisierten Verbandes getreten, dessen oberster Chef der französische Ministerpräsident selbst ist.

Die Regierung Laval's sucht sich durch diese Miliz eine neue Stütze zu schaffen, durch die sie im Volksganzen verankert wird. In ähnlicher Weise wurde auch die «Kriegsgefangenenbewegung» unter Führung des im Rahmen der Ablösung heimgekehrten Kriegsgefangenen André Masson ins Leben gerufen. Entscheidend für ihre Zukunft und für den Wert, den sie für den französischen Staat haben kann, wird der Geist sein, der in ihren Führern und Mitgliedern herrscht, ein Geist, der es möglich machen muss, das wahre Wohl Frankreichs zu erkennen und eine Haltung, die sich den Einfüsterungen falscher Propheten zu entziehen weiss.

Kamerad, das geht Dich an! Familienunterhalt und Kriegsbesoldung

Klarstellung über ihre Wirksamkeit — Doppelzahlungen gibt es nicht

Berlin, 2. März. Es gibt immer noch Angehörige von Soldaten, denen Wesen und Unterschied von Familienunterhalt und Kriegsbesoldung nicht klar ist. Unbegründete Ansprüche und Doppelzahlungen sind die Folge. Der Grundgedanke des Familienunterhalts (F. U.) ist folgender: Der Soldat, der durch Einberufung zur Wehrmacht sein normales Arbeitseinkommen verliert, wird dadurch ausserstand gesetzt, für den Unterhalt seiner Angehörigen zu sorgen. Der Wehrsold und die Frontzulage reichen dafür nicht aus und sind dazu auch nicht bestimmt, sondern sollen in erster Linie für seinen persönlichen Bedarf dienen. Für den laufenden Unterhalt der Familie sorgt der Staat dadurch, dass er dem Soldaten durch Zahlung des F. U. die Unterhaltsleistung abnimmt. Mit der Regelung des F. U. sind die zivilen Dienststellen betraut, im allgemeinen in Städten der Bürgermeister, in Landkreisen der Landrat. Die Wehrmacht ist damit in keinem Falle befasst, Anträge auf Leistung des F. U. sind von den einberufenen Soldaten oder dem FU-Berechtigten (Angehörigen) also stets an die zivile Dienststelle, nicht an die Wehrmacht zu richten.

Kriegsbesoldung leben, sie müssten sie vielmehr für den Einberufenen bis nach Kriegsende sparen, ist irrig.

Wo also Kriegsbesoldung von einer Gebührsstelle der Wehrmacht bezogen wird, gibt es keinen Familienunterhalt, und zwar weder für Ehefrauen, eheliche oder uneheliche Kinder, Eltern, Grosseltern oder sonstige Angehörige. Familienunterhalt kann auch nicht gezahlt werden, wenn jemand Berufssoldat wird, und er damit von der Wehrmacht das ihm für seinen Dienstgrad zustehende Gehalt erhält.

Jeder Familienunterhaltsempfänger, der von der Zahlung von Kriegsbesoldung Kenntnis erhält, hat dieses sofort der F. U. zahlenden Stelle mitzuteilen. Andernfalls macht er sich strafbar und hat überdies die zuviel gezahlten Beträge zurückzuzahlen.

Während zu Beginn des Krieges alle Soldaten, deren ziviles Einkommen mit der Einberufung aufhörte, für den Unterhalt der von ihnen ernährten Angehörigen auf den F. U. angewiesen waren, wurde 1940 die Kriegsbesoldung eingeführt. Der Sinn der Kriegsbesoldung ist der, die Soldaten, die in Dienstgraden von Gehaltsempfängern stehen, also vom Obergewaltigen an aufwärts, auf jeden Fall nicht schlechter zu stellen als Berufssoldaten gleichen Dienstgrades. Es wurde daher bestimmt, dass diese Soldaten bei ihrem Truppteil einen Antrag auf Kriegsbesoldung stellen können, die ihnen dann in Höhe des Gehalts des Berufssoldaten gleichen Dienstgrades und Familienstandes von den zuständigen Gebührensstellen der Wehrmacht gezahlt wird. Selbstverständlich ist aber, dass der Kriegsbesoldungsempfänger für sich und seine Familie mit der Gehaltszahlung aus der Betreuung mit Familienunterhalt ausschließt, anderenfalls würde er unberechtigt doppeltes Einkommen haben. Der Soldat selbst muss also dafür sorgen, dass die für den Unterhalt der Angehörigen erforderlichen Zahlungen diesen zukommen. Erhalten Z. B. seine Eltern vorher F. U., weil er nachgewiesen hat, dass er vor seiner Einberufung überwiegend ihr Ernährer war, muss er seiner Unterhaltspflicht den Eltern gegenüber jetzt aus seiner Kriegsbesoldung nachkommen. Die teilweise verbreitete Ansicht, Unterhaltsbedürftige dürfen nicht von der

westlichen Deutschland den Eintritt ins baltische Meer. Das 15. Jahrhundert war für Lübeck und die Hanse die Zeit der höchsten Blüte. Seit dem 30jährigen Kriege verlor Lübeck an Bedeutung. Am 6. November 1806 wurde von den Franzosen die Stadt besetzt und geplündert; am 5. Dezember 1813 wurde die Stadt wieder befreit. Als Freie Stadt trat Lübeck 1815 in den Deutschen Bund, 1866 in den Norddeutschen Bund und 1868 in den Zollverein ein. Wer Lübecks Namen nennt, gedenkt der ruhmvollen Zeit der meerbeherrschenden Hanse, deren Haupt es lange Zeit war.

Neuartiger Universitätseinsatz für das Kriegs-WHW

Die Heidelberger Universität führte eine dreitägige Werbung für das Kriegs-WHW durch, die in jeder Beziehung ausgezeichnet gelang. Der Plan des Rektors, Staatsminister Dr. Schmitthenner, die enge Verbundenheit der Universität mit den Problemen und Kräften der Volksgemeinschaft zu beweisen, sowie Lehrkörper, Institute und Sammlungen zu einer Art Leistungsschau der modernen Wissenschaft einzusetzen, wurde von den Volksgenossen in Stadt und Land lebhaft beachtet und begrüsst. Schon die Themen der 50 geistes- und naturwissenschaftlichen sowie juristischen Vorträge fanden das starke Interesse, zumal darin zeitnahe Fragen behandelt wurden. Es wurde ein hervorragender Sammelerfolg der Gaben für das WHW erzielt.

Herausgeber: Propaganda-Kompanie, Feldpostnummer 17497
Hauptschriftleiter: SdF. (Z) Uwe Sass
Einsendungen sind zu richten an die Ppnr 17007
Erscheinungsweise: sechsmal wöchentlich

Unter uns gesagt

Verbündete und Kameraden

Die Hauptlast des schweren Kampfes gegen den Vernichtungswillen der Plutokratien und der Bolschewiken wird immer das deutsche Volk und die deutsche Wehrmacht tragen müssen. Wir sind der stärkste Partner unter den europäischen Völkern; daraus ergibt sich die Lastenverteilung von selbst.

Es ist aber von ungeheurer Wert, dass wir in diesem Kampf nicht allein stehen, sondern dass er eine europäische Angelegenheit geworden ist. Italiener, Finnen, Slowaken, Rumänen und Ungarn kämpfen mit uns vereint, Freiwillige aus vielen anderen europäischen Ländern stehen mit im Feuer, und in dem eroberten russischen Raum sind die Dobrowolzy, die Hilfswilligen, als willkommenen Kameraden dazugekommen.

Unter diesen Verbündeten und Kameraden gibt es viele hervorragende Soldaten, die sich seit Jahren an manchem harten Kampftage bewährt haben. Aber das Kriegsglück ist manchmal ein launischer Geselle, das erfährt jede Wehrmacht im Kriege; wenn es nun einmal gegen uns oder einen unserer Verbündeten ausschlägt, so bedarf es in solchen Zeiten unserer Kameradschaft erst recht. Denn nur auf uns kommt es an, dass wir gemeinsam unserer Feinde Herr werden und siegen. Diese Aufgabe und dieses Ziel sind so grünglänzig und so eindeutig, dass sie unsere gesamte Haltung ausschliesslich bestimmen müssen.

Manchem Soldaten ist die Bedeutung der europäischen Solidarität wohl noch nicht ganz klar geworden. Muss man daran erinnern, dass es der englischen Politik jahrhundertlang gelungen ist, Europa aufzuspalten und gegeneinanderzuhetzen, um zu begreifen, was allein schon der Wille zur Solidarität, also zu einer Kameradschaft der europäischen Völker, praktisch bedeutet? Von der europäischen Zerrissenheit hat England geliebt. Auf Kosten der Kämpfe der europäischen Nationen gegen einander hat England Weltpolitik getrieben. Wenn die Achse heute es fertiggebracht hat, einen festen Bund europäischer Nationen nicht nur auf dem Papier fertigzubringen, sondern ihn durch gemeinsam vergossenes Blut auf den Schlachtfeldern zu befestigen, so bedeutet das eine politische Niederlage Englands, einen Fehlschlag der englischen Politik und schon deshalb den Anfang neuer, gesunder Verhältnisse.

Deshalb muss jeder Offizier, Unteroffizier und Mann an seinem Teil dazu beitragen, wo er mit Verbündeten zu tun hat, eine gute Kameradschaft zu pflegen und zu verstärken. Nichts wäre verkehrter, als durch überhebliche Werturteile diese Kameradschaft zu torpedieren. Wer mit uns kämpfen will, ist uns auf jeden Fall willkommen. Nicht darauf kommt es an, ob jeder Verbündete in jedem Augenblick unserem Wunschbild entspricht, es wird den anderen manches an uns auch nicht passen. Sondern das Schicksal hat uns zusammengeführt. Gemeinsam haben wir dieselben Feinde; gemeinsam haben wir dieselben Aufgaben; gemeinsam drohen uns dieselben Gefahren; gemeinsam treten wir auf den Schlachtfeldern dieses Krieges an. Also heisst die Parole: Kameradschaft und noch einmal Kameradschaft. Denn diese ist der Kitt, der uns zusammenschliesst. Je mehr wir als die stärkste Wehrmacht in diesem Bund unserer Partner unser Vertrauen, unsere Hilfsbereitschaft und unsere Waffenbrüderschaft zur Verfügung stellen, um so stärker wird der europäische Block und um so besser wird seine Schlagkraft sich bewisen.

Aus dem ARMEEGEBIET

50 Panzer auf 500 Meter Breite

Berlin, 2. März. Die Ausdehnung der Angriffsfront am Ilmensee nach Süden hat dem Feind bisher nur schwere Verluste eingebracht. Am 26. Februar massierten die Bolschewisten auf 500 Meter Breite über 50 Panzer und 2500 Mann, um den Durchbruch zu erzwingen. Über acht Stunden dauerte das erbitterte Ringen, dann war die Kraft der Angreifer gebrochen. Mehr als 700 gefallene Bolschewisten lagen zwischen den Trümmern von 33 abgeschossenen Sowjetpanzern. Die restlichen Panzerkampfwagen blieben im Sumpf stecken und sackten ab, da Bergungsversuche der Bolschewisten durch unsere Artillerie vereitelt wurden. Durch die 43 Abschüsse des 26. Februar erhöhte sich die Zahl der innerhalb von vier Tagen im Bereich eines deutschen Armeekorps vernichteten feindlichen Panzerkampfwagen auf 131.

einer Kampfgruppe hatten die Bolschewisten in zwei Tagen 2100 Tote. Zwei eingekesselte feindliche Stossguppen wurden vollkommen aufgerieben.

Der Kampf unserer Panzerjäger und Flakpanzruppen gegen die Sowjetpanzer war hart. Obwohl unsere schweren Waffen geradezu von einem Feuerorkan eingedeckt wurden, schossen die Geschützbediener Panzer um Panzer zusammen. Ein schweres Panzergeschütz zerfetzte mit seinen Granaten allein sechs und eine leichte Panzerabwehrkanone schaffte trotz ihres kleinen Kalibers fünf. Mit gleicher Zähigkeit kämpften die Grenadiere. Allein vor den Gräben

Trotz ihrer hohen Verluste versuchten die Bolschewisten an der gleichen Stelle am 26. Februar nochmals einzudringen. Von sechs Panzern unterstützt, griffen sie sechsmal hintereinander an. Aber zwischen den lodernen Fackeln von vier in Brand geschossenen Panzern blieb Welle auf Welle liegen. Das immer stärker anschwellende Abwehrfeuer trieb schliesslich den letzten Panzer und die Reste der Sturmkolonnen zurück. Am 27. Februar erneuerten die Bolschewisten unter Bildung von zwei Schwerpunkten den Angriff, wurden aber nach Abschuss von 18 Panzern wieder zurückgeworfen.

Am 28. Februar verlegte der Feind den Hauptstoss in den Lowat-Abschnitt. Nach erbitterten Kämpfen scheiterten auch die mehrfach anstürmenden Regimenter. Weitere Angriffe wurden durch Zerschlagung der Bereitstellungen verhindert. Kampf- und Sturzkampfflugzeuge griffen feindliche Unterkünfte, Stellungen und Gefechtsstände an. Nordöstlich Cholm trieben sie mit schweren Bomben feindliche Truppenansammlungen auseinander und südöstlich Staraja Russa zersprengten sie bereitgestellte Angriffsverbände. Bei überraschenden Vorstössen ins feindliche Hinterland zerstörten schnelle Kampfflugzeuge eine Strassenbrücke und viele abgestellte Güterwagen. Unsere Jäger waren den ganzen Tag über im Gefecht mit feindlichen Fliegern und schossen elf Sowjetflugzeuge ab. Ein zwölftes bolschewistisches Flugzeug wurde von leichter Flak zum Absturz gebracht.

Neues aus der Heimat

Südlich des Ladogasee griff der Feind am 28. Februar einen vorspringenden Stellungsbogen zehnmal hintereinander an, ohne zum Erfolg zu kommen. Ostpreussische Grenadiere nutzten dagegen die sonstige Abschwächung der feindlichen Angriffstätigkeit zur Säuberung des Vorfeldes von zurückgelassenen feindlichen Resten aus. Diese Räumungstruppe vernichteten in den letzten Tagen 32 Widerstandsnester, töteten über 250 Bolschewisten und brachten als Beute ausser zahlreichen leichten Infanteriewaffen neun Maschinengewehre und Granatwerfer ein.

Vor Leningrad stehende schwere Artillerie des Heeres beschoss Werften und Kasernen in Kronstadt. Durch Treffer entstanden mehrere langanhaltende Brände.

Tod eines Ritterkreuzträgers

Berlin, 2. März. In einem Feld-Lazarett im Osten starb an schwerer Krankheit, die er sich in treuer Pflichterfüllung zugezogen hatte, Oberst Michael Bauer, Kommandeur eines bayerischen Grenadier-Regiments, Inhaber des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes.

Eva Gräfin Baudissin gestorben

Im 74. Lebensjahr verstarb in München die Schriftstellerin Eva Gräfin Baudissin. In Lübeck geboren, erwarb sich die Verstorbene durch zahlreiche Gesellschaftsromane einen grossen Leserkreis. Hervorzuheben ist ihr Lebensroman der genialen Sängerin Wilhelmine Schroeder-Devrient. Als geübte Hochtouristin hat Gräfin Baudissin auch die alpinistische Literatur bereichert.

Sprechtag in den Betrieben

In Oberkrain wurde erstmalig eine neue Art der sozialen Betreuung des Arbeiters durchgeführt, die wegen der guten Erfahrungen sicherlich auch in anderen Gauen des Reiches Anwendung finden wird. Es sind die sogenannte Betriebsprechtag, die unmittelbar im Betrieb durchgeführt werden. Ausser dem Kreisobmann der DAF, dem Rechtsberater und dem Sozialwalter der DAF nehmen Vertreter der NSV, des Fürsorgeamtes und des Betriebes, an dem Sprechtag teil. Auf diese Weise können die meisten Fragen bereits an Ort und Stelle einer endgültigen Erledigung zugeführt werden.

Die Schifahrer

Auch die Gescheiten sind hereingefallen / Von Lorenz Strobl

Der neue Herr Forstgehilfe ist ein richtig narsischer Gimpl. Bringt der nicht von seinem letzten Posten in Bayrischzell so ein Paar Brettl mit, die man an die Füß hinstellt und dann dahinfährt, wie der Teufel im Schnellzug. Über die Buckl, Häng und Leiten staunt er wie ein Blitz. Das macht einen Fahrer wie der Wind, dass man nichts mehr sieht vor lauter Staub und Rauch.

Dass die Förster-Zilli richtig ist auf den neuen Gehilfen, kann jeder Mensch begreifen. Sie hat es selber probiert, das Schifahren. O du liebe Zeit! Da ist sie dann auch arg gestürzt. Nach den Stecken haben sie eine halbe Stunde suchen müssen. Der Herr Forstgehilfe hat die Zilli natürlich gleich aufgehoben und am Arm geführt, und weil das so schön und warm war, hat die Zilli einen noch grösseren Schmerzen Krampf in der rechten grossen Zehe, dass der Forstgehilfe — und der war ein Bärenlaackl — sie auf dem Arm getragen hat wie ein kleines Wiegenkind.

Weil aber die Forstleut unterm Brustfleck auch keinen Stein statt dem Herzen tragen, hat er sich als Traglohn von der Zilli ein Busserl ausbedungen und hat es auch kriegt — ja, noch fünf, sechse, neune — man hat sie nicht zählen können — dazu, weil die Zilli in diesen Sachen keine Sparsamkeit kennt. Nach der Schmatzerei war auch der Schmerz an der grossen Zehe wie weggeblasen.

Der Frau Förster hat der Herr Forstgehilfe unterm Kaffeekocher erzählt, viel erzählt von dem gesunden Sport, der das Schifahren ist, und deshalb hat es auch die Frau Förster erlaubt, dass die Zilli hier und da ein wenig mitgeht.

Die andern Herrn vom Dörfel haben einen richtigen Neid gehabt: der Herr Postassistent, der Herr Sekretär, der junge Herr Lehrer, die Herrn Schandarm, — hat die ganze ledige Männerwelt übereinander. Jeder von diesen hat nämlich auch eine heimliche Liebenschaft gehabt, mit der er gerne zum Schifahren gegangen war. Drum ist auch der Herr Sekretär an einem dienstfreien Tag nach München gereist, hat sechs Paar Latten gekauft und auf dem Buckel heimgezogen. Der Herr Forstgehilfe hat zeigen müssen, wie man das unpraktische Zeug an die Füß hinhackt, denn was tut man nicht alles als verliebter Esel!

Zum Lernen hat sich der Herr Forstgehilfe nicht herbeilassen, weil er gerade auf dem Amt so viel hat schaffen müssen. «Ja, ja», spöttelt der Herr Assistent, am Galgenbuckl wollen sie anscheinend wieder einen Wald anpflanzen, weil die Forstleut die halben Nacht den Platz vermessen.» Der Herr Forst-

gehilfe hat darauf nichts gesagt und weitergemessen mit seiner Zilli auf dem Galgenbuckl fast jede Nacht, dass dem Dirndl die Lippen aufgesprungen sind vor lauter — Kält und Schifahren.

Die andern Männer aber sind am nächsten Tag schon Probier gefahren. Grad wie wann eine Kuh was fallen lässt, so sind sie auf ihren Brettl gestanden, einer schöner wie der andere, und mit den Stecken haben sie herumgehüchelt wie die Bauernburschen auf Kirchweih.

Der Herr Postassistent nimmt sich als erster einen Schwung und fährt in den Pflanzgarten vom Herrn Posthalter, dass der ganze Zilli mitgegangen ist. Die schönen Rosen, die der Frau Posthalter so ans Herz gewachsen waren, hat er auch angebrochen und dabei das Schienbein verbohren, weil ein Gartenzaun allerhand Härte hat.

Wie der Herr Sekretär das Fahren anhebt, ist dem Herrn Förster sein Hund daher kommen, und weil er den Herrn Sekretär sicher für eine Rehgeiss angeschaut, hat er ihm hin-

ten hineingebissen, wo die Hose keine Falten macht. Einen Mordstrumm Fetzen hat er herausgerissen und vom Fleisch soll auch ein kleines Bröckerl, so ein halbes Pfund, mitgegangen sein.

Hat die Urschi einen Schrecken gehabt, wie der Herr Sekretär heimgekommen ist. Die Hose hat sie ja gern geflickt, aber die Verwendung, wo jetzt die Tollwut überall so überhand genommen hat. Wann jetzt der Xaver wüfig werden würd. Er soll nur gleich nach München fahren ins Krematorium (sprich Sanatorium) und sich untersuchen lassen.

Der junge Herr Lehrer hat den Hang schwungmässig packt, bloss vergessen, dass unterm Berg ein Weiher ist, und da ist er dann, weil er nimmer hat rechtzeitig bremsen können, drinnen gelegen, hat Hilf und Feuer geschrien, bis ihn der Wirtsknecht mit dem Misthackl herausgezogen hat.

Einer von den Herrn Schandarm ist beim Kramer in die Auslage gerumpelt, weil er die Reiben um das Hauseck nicht mehr er-

Die weisen Schildbürger

Es war nicht Dummheit, sondern List

Jedermann kennt die Geschichten von den törichten Schildbürgern, die das Licht mit Flaschen ins Rathaus trugen, die Salz säten und die Katze verbrannten. Jedermann hat über die unklugen Leute gelacht, und allen Ernstes haben sich verschiedene Städte dagegen gewehrt, mit dem Schilda der Sage gleichgesetzt zu werden, obwohl die Lage Schildas ausdrücklich mehrere Meilen hinter Utopien und Kalkutta angegeben wird.

Diese allgemeine Voreingenommenheit gegen unsere guten Schildbürger zeigt leider, dass sie völlig verkannt werden und ihre Weisheit gar zu sehr in die Jahrhunderte hinein wirkt. Denn man muss wissen, dass alle Torheiten der Schildbürger nichts anderes als reine Verstellung waren, dass sie eigentlich die klügsten Leute ihrer Zeit waren und nur... Aber wir wollen die Sache von Anfang an erzählen.

Die Schildaer Bürger verwalteten ihr Städtchen so ausgezeichnet, bewirtschafteten ihr Land so gut und erzogen ihre Kinder so vorzüglich, dass ihr Ruf weit ins Land ging und alle Könige und Fürsten Schildaer Bürger zu sich kommen liessen, um sie zu ihren Ministern und Ratgebern zu machen. Das ging so weit, dass in einiger Zeit die Stadt Schilda

nur von Frauen bewohnt wurde, während die Männer nur zu kurzem Urlaub heimkehrten.

Da aber ging es mit Schilda bergab. Die Frauen waren nicht imstande, die Ordnung der Stadt in alter Weise aufrecht zu halten, die Kinder verwilderten, das Land lag brach, die Stadt geriet in Schulden, und die Männer schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, wenn sie auf ihrem kurzen Urlaub die Misswirtschaft sahen. Sie batzen ihre hohen Herren, sie aus dem Dienst zu entlassen, aber niemand mochte so weise Männer entbehren. Man stellte ihnen immer wieder die grössere Verantwortung vor Augen, die sie dem Staat und seinem Regenten schuldeten. Da beschlossen die Schildaer, eine List durchzuführen.

Von Stund an stellten sie sich so nährisch und töricht, dass alle Welt den Kopf über sie schüttelte. Niemand konnte solche lächerlichen Leute gebrauchen. So kamen sie aus Süden, Norden, Osten und Westen wieder nach Schilda zurück, sorgten aber beste für ihre kleine Stadt, sorgten aber klugerweise auch dafür, dass ab und zu ein rechter Unsinn vertrieben wurde, den sie dann in aller Welt bekannt gaben und blieben so ihrer Heimat und der Familie erhalten.

Der Mann, der aus Breslau kam

Eine wahre Begebenheit / Von Peter Karz

Der Mann, der aus Breslau kam, ging in einer grossen norddeutschen Stadt mit seinem Hund spazieren. Und da er das Grüne liebte, nahm er seinen Weg durch einen Park.

Kaum hatte er sich fünf Minuten am Grün des Rasens, am langsam sich färbenden Laub der Bäume erfreut, als aufgeregt ein älterer Mann in Uniform auf ihn zustürzte und ihm anschrte:

«He, Sie da! Nehmen Sie mal sofort den Hund an die Leine, he?»

Der Mann aus Breslau sah den Uniformierten verwundert an, sah dann zu seinem Hund hinüber, der sein Bein an einem Baum hob und fragte: «Warum?»

Der Uniformierte schnappte nach Luft und erwiderte: «Weil es Vorschrift ist! Hunde sind an der Leine zu führen! Und er wies auf ein Schild, das ihm deutlich Recht gab.

«Warum?» fragte neugierig der Mann aus Breslau.

«Warum was?» fragte der Uniformierte ärgerlich zurück.

«Warum ist es Vorschrift, Hunde an der Leine zu führen?»

«Damit sie keinen Schaden anrichten.»

Der Mann aus Breslau sah etwas zweifelnd zu seinem Hunde hin, einem Rehpinscher, der wohl drei bis vier Pfund wiegen mochte. Dann wandte er ein: «Aber in Breslau gibt es wundervolle unbeschädigte Parks und es ist da keine Vorschrift wegen Leinen und so...»

«Breslau ist uns nicht massgebend, erklärte der Uniformierte und fügte ungeduldig hinzu: «Wird's nun bald?»

«Was soll bald werden?» fragte der Mann aus Breslau.

«Herr!» schrie der Uniformierte nun zornig wendend. «Sie sollen den Hund an die Leine legen!»

«Aber ich habe doch gar keine Leine», erklärte der Mann. «Ich komme aus Breslau und in Breslau gibt es...»

«Ach was, das ist mir ganz egal, was in Breslau ist! Wenn Sie keine Leine haben, dann müssen Sie eben aus dem Park fort und sich eine kaufen.»

«Es ist schon nach sieben Uhr, und die Läden sind zu...» wandte der Man ein.

Jetzt wurde die Sache dem Uniformierten zu dumm. «Raus!» schrie er kurzerhand und trat drohend auf den Mann aus Breslau zu. Der zuckte entsagungsvoll die Achseln, piffte seinem Hunde und schlug den Weg zur nächsten Strasse ein.

Am nächsten Tage trafen sich im gleichen Park wiederum der Mann aus Breslau und der Uniformierte. Bei dem Uniformierten war es kein Wunder, dass er da war, denn er war der Hüter des Parks und hatte da zu sein. Der Mann aus Breslau aber kam wohl, um zu zeigen, dass er die Vorschrift inne zu halten beabsichtigte. Denn sein Hund lief an der Leine. Doch dem Uniformierten schienen diese Folgsamkeit der reine Hohn. Er rannte auf den Mann aus Breslau zu, stellte sich ihm in den Weg und fing an ihn zu verhören:

«Sagte ich Ihnen nicht, dass der Hund an einer Leine zu führen ist?»

«Ich führe den Hund ja an der Wäscheleine.» Der Mann aus Breslau sah erstaunt

und unschuldsvoll dem Uniformierten in die Augen.

«Das ist ein Strick und keine Hundeleine!» «Es gibt keine Hundeleine zu kaufen, alles ausverkauft.»

«Dann schneiden Sie den Strick kürzer, er ist ja mindestens vier Meter lang!»

«Auf dem Schild steht nicht, wie lang die Leine sein soll», sagte der Mann eigensinnig.

«Auf dem Schild steht, Leine, dies ist keine Hundeleine», sagte der Uniformierte, allmählich vor Wut bebend.

«Jawohl ist dies eine Leine, eine Wäscheleine ist es!» Der Mann aus Breslau lächelte störrisch. «Es steht nicht auf dem Schild, dass es eine Hundeleine sein soll, es steht nur zu lesen, dass der Hund an der Leine geführt werden soll.»

«Aber nun wissen Sie es, ich habe es Ihnen gesagt, Herr, verstanden? Und wenn Sie morgen wieder in diesen Park kommen, dann führen Sie den Hund kurz an einer Leine, die nicht länger als einen Meter fünfzig ist.»

«Nein», erklärte der Mann aus Breslau bestimmt und heiter, «das tue ich nicht. Morgen führe ich keinesfalls den Hund an der Leine hier spazieren. Ich denke gar nicht dran. Auf keinen Fall! Nie und nimmer!»

«Was?» brüllte der Hüter des Parks und sein Gesicht wurde so rot wie der Kragen seiner Uniform. «Sie wollen nicht? Was fällt Ihnen ein!»

«Es fällt mir ein, noch heute abend weiterzureisen. Das fällt mir ein...» Worauf sich der Mann aus Breslau wandte und seine Schritte samt seinem Hunde aus dem Park zum Bahnhof lenkte.

wischt hat. Die Kerzen, Kaffeepackerl, Wachstock und Zigarrenkistl sind nur so geflogen. Die Vev ist so erschrocken, und der Vater hat richtig geschimpft über die narsischen Gimpl, die nichts anders tun können als andere Leut ärgern.

Am Abend hat der Stammtisch beim Wirt wie ein Lazarett ausgeschaut. Durch einen Strohhalm hat der Herr

Postassistent seine Fleischbrüht gesuzelt, weil sein halbes Gebiss draufgegangen und das Maul so verschollen war. Der Herr Sekretär ist überall herumgestanden wie eine Bruthenn, weil er sich auf seine vier Buchstaben nicht hat setzen können. Der junge Herr Lehrer hat seinen Haxen eingefascht, als wär eine Krampfadler gesprungen, und dem Herr Schandarm seine Nasen war in einem Futtermal, weil noch Splitter vom Kramer seinem Auslagenfenster drinnen gesteckt sind. Damit ist aber die Geschichte noch nicht aus. Der Herr Posthalter hat den Herrn Postassistenten angezeigt wegen dem Gartenzaun. Der Krämer hat den Herrn Schandarm eingeklagt wegen dem Auslagenfenster. Der Herr Sekretär hat den Herrn Förster packt wegen dem wüfigen Hund, und der Wirtsknecht hat zehn Prozent Finderlohn vom jungen Herrn Lehrer verlangt, weil er ihn doch aus dem Weiher gezogen hat. Kurz und gut, das ganze Dörfel ist mit dieser Sache unter- und übereinander kommen.

Die ledigen Männer sind aus Wut nicht mehr ins Wirtschaften gegangen und haben sich daheim ihr Essen warmgemacht. Zum Anheizen haben die Schi vortreffliche Dienste geleistet. Ihre Liebchaften haben sie sitzen lassen, die sind deshalb über ihre Mütter und die Mütter über ihre Männer hergefallen.

«Was hast jetzt von der Auslags», poltert die Kramerin, «wenn der Herr Schandarm die Vev g'heiratet hätt, wär die Fensterscheiben tausendmal zahl' gewesen, und so hast einen Drecks!»

«Mit deinem sauudmen Zauns», schimpft die Frau Posthalter. «Ich hab doch auch mein Maul g'halt wegen der Rosen. Jetzt kannst schau, bis du für dein Madl einen Assistenten auftreibst...»

Der Herr Forstgehilfe hat sich am wenigsten um das Gered kümmert, ist bis tief in das Frühjahr hinein fast jede Nacht mit seiner Zilli zum Schifahren gegangen, auch wenn es keinen Schnee mehr gehabt hat, und im nächsten Jahr war er auch schon verheiratet — von wegen dem Schifahren.

«Schau, schau», lacht der Herr Sekretär, «jetzt hat's ihn halt doch noch erwischt samt seiner Schlaueit. San mir froh. Lieber ein Loch im Kopf, als so reinfall'n.» Und die Männer haben ihm recht gegeben, sind wieder zum Wirt gegangen, jedoch niemals mehr zum Schifahren.

Aber zum Trost für alle Schifahrer will ich doch am End verraten, dass heut — auch ohne Schi — schon alle reingefallen sind, der junge Herr Lehrer, der Herr Postassistent und der Herr Schandarm — trotzdem sie so g'scheit gewesen sind.

Das Volkskonzert

Von Sepp Haerle

Sonntags ist's um die Mittagstund.

Der Dienst ist aus, und still wird's im Rund; nun treiben die Landser, was jeden erfüllt — der schreibt, der musikt, der malt sich ein Bild, der streicht durch das Lager, der genießt ein Glas Wein. Horehl Einer stellte den Rundfunk ein... und von Stube zu Stube die Töne gehn: «O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!»

Du glücklicher Klang, du freudiges Wort viel hundert Meilen vom Heimatort, wo nun die Wiesen in Schnee gehüllt! Die Klänge zaubern uns euer Bild, auf ihrer Brücke ziehn hin zu euch von allen Fronten weit ausser dem Reich die Söhne, wenn draussen die Stürme wehn, und sinnend: O Heimat, wie bist du so schön!

Der Äther ist plötzlich der Lieder voll von denen uns einstens das Herze schwoll, vom stillen Tal, vom Brunnenlied, von Jugend und Liebe, die so heiss geghült, vom Röslein der Heide; vom Bach und vom Wald — ihr ganzer Chor durch die Seele hallt und hält noch fort, wenn sie horchend stehn auf Posten: O Heimat, wie bist du so schön!

Der fremde Handschuh

Skizze von Konrad Seiffert

Gerda hatte einen Handschuh verloren. Der Verlust ärgerte sie. Schlimmer aber war, dass sie sich nicht erinnerte, wo sie ihn verloren hatte. Als sie mit Bert zusammen war? Gerda lächelte, — es war sehr nett gewesen mit Bert. Oder hatte sie den Handschuh bei Peter liegen lassen? Gerda schloss die Augen und lächelte wieder, — es war sehr schön gewesen mit Peter...

Die Ungewissheit war unangenehm. Bert und Peter waren Freunde. Aber sie waren eifersüchtig: Wenn Bert zu Peter kam und dort den Handschuh fand? Oder wenn Peter den Handschuh bei Bert entdeckte...

Gerda kam auf einen Einfall. Als sie über eine Brücke ging, liess sie den zweiten Handschuh ins Wasser fallen. Nun konnte sie den anderen einfach abstreifen, denn welcher Mann erinnert sich schon, welche Handschuhe eine Frau trägt. Gerda ging hin und kaufte ein Paar neue Handschuhe.

Inge, Gerdas Freundin, sah die neuen Handschuhe und wunderte sich laut und deutlich über Gerdas Verschwendungssucht. «Es war nötig», sagte Gerda und erklärte den Fall. Inge lächelte.

Nach zwei Tagen brachte Peter den verlorenen Handschuh. «Ah!» machte Gerda. «Vielen Dank, Peter, sehr nett von dir.»

Nach zwei weiteren Tagen kam Inge zu Gerda und rief: «Was hört man! Est ist aus zwischen dir und Peter?»

«Hm. Er hat mir einen Handschuh wiedergebracht...»

«O wie schade, dass du den anderen weggeworfen hast. Aber was hat das damit zu tun, dass ihr beide jetzt...»

«Sehr viel. Es ist nicht mein Handschuh, den mir Peter gebracht hat. Es ist Lottes Handschuh! Ich habe das inzwischen festgestellt!»

Gerda ist sehr böse auf Lotte und nennt sie eine durch und durch falsche Person, eine Schlange, eine ekelhafte Kreatur. Sie fühlt sich betrogen und ist überzeugt davon, dass nicht nur Peter ein Schuft ist, nein, dass kein einziger Mann etwas taugt...

Das Gebet jeder Jungfrau

Erzählung von Franz Loesser

Er war unverheiratet, nicht mehr ganz jung, aber von recht annehmbarem Aussehen, doch eine unerfreuliche Abfuhr in seiner Jugend hatte ihn schüchtern und scheu gemacht.

Nun geschah es, dass er bei Bekannten ein Mädchen kennenlernte, das ihm ausnehmend gut gefiel, aber er wagte es nicht, sich zu erklären, obgleich das Mädchen es absolut nicht an Aufmunterungen fehlen liess, die er jedoch in seiner übertriebenen Angstlichkeit völlig missverstand. Er fürchtete nicht allein eine Wiederholung seines Jugenderlebnisses, sondern auch, dass das Mädchen dann die Beziehungen zu ihm abbrechen könnte. Und

schon der Gedanke allein, eines Tages wieder einsam sein zu müssen, bereitete ihm schreckliche Qualen.

Da waren sie wieder einmal bei ihren gemeinsamen Bekannten zu Besuch. Der Rundfunk sendete ein ausserlesenes Unterhaltungskonzert. Weil sie in gleicher Weise für Musik schwärmten, war ihnen dieses Konzert gerade wie erwünscht. Aus dem Lautsprecher ertönte ein Orchesterstück, welches sie beide besonders fesselte. Da er bemerkte, wie verträumt seine Nachbarin vor sich hinsah, flüsterte er ihr zu: «Ist das nicht herrlich?»

Sie nickte bejahend. Nun wollte er gern wissen, was es für ein Werk war, denn er hatte den Ansager überhört, deshalb fragte er abermals: «Was ist das?»

Schon wollte sie ihm das Programmheft hingeben, aber sie zog es wieder zurück. «Das Gebet jeder Jungfrau», antwortete sie leise.

Befremdet sah er sie an und schwieg zunächst, um sie nicht noch einmal zu stören. Als aber das Stück zu Ende gespielt war, entgegnete er unsicher:

«Soviel ich aber weiss, ist es «Das Gebet einer Jungfrau?»

«Einer oder jeder, das ist ziemlich gleich», lächelte sie ihn an. «So genau darf man das nicht nehmen.»

«Soviel ich aber weiss, ist «Das Gebet einer Jungfrau» doch ein Gesangsstück», erwiderte er. «Oder ist es auch für Orchester gesetzt?»

«Das weiss ich nicht!», lächelte sie wieder. «Jedenfalls war es die vierte Programmnummer.»

«Darf ich um das Programm bitten?»

Sie zögerte eine Weile, gab ihm das Heft und errödete leicht. Er sah auf die Nummer 4 und traute seinen Augen nicht. Hier stand etwas ganz anderes, als seine Nachbarin gesagt hatte. Mit einem Male aber begriff er, und mit einem leisen Frohlocken kam es über seine Lippen:

«Ist... ist das auch Ihr Gebet?»

Sie sah ihn voll an und entgegnete unbefangen:

«Ich sagte doch, jeder Jungfrau!»

Nach am gleichen Abend feierte das Paar sein Verlobung und sechs Wochen später die Hochzeit. Während der Festfeier wurde als besondere Attraktion die vierte Programmnummer aus dem seinerzeitigen Rundfunkkonzert gemeldet: «Hochzeitstag» von Edward Grieg.

Jomini oder Clausewitz?

Von Hauptmann Hans Rodatz

Immer wieder wird bis in die neueste Zeit — namentlich in Frankreich — der Versuch unternommen, Napoleon I. als Vertreter einer bestimmten starren strategischen Lehre hinzustellen. Diese Versuche, die man am ausgesprochensten in den Büchern von Canon («La guerre napoléonienne») und Colin («L'Education militaire de Napoléon») findet, müssen aber als verfehlt bezeichnet werden. Wenn Colin in seinem an sich sehr lesenswerten Buch schreibt: «Unter den Generalen der Neuzeit hat keiner eine so ausgesprochene und vollständige Methode besessen, wie Napoleon», so sind ihm die von Gourgeand überlieferten Worte des Kaisers entgegenzuhalten: «Man bedarf im Kriege vor allem des gesunden Menschenverstandes.» So haben denn auch andere französische Militärschriftsteller, wie die Generale Bonnaud und Zurlinden, es mehrfach ausgesprochen, dass das Geheimnis der Erfolge Napoleons nicht in theoretischen Gebilden zu suchen ist.

Die Verfechter der entgegengesetzten Ansicht berufen sich nun zumeist auf den bekannten Militärschriftsteller Jomini, der nicht nur in Frankreich, sondern auch in Russland (zeitweise auch in Deutschland) hohes Ansehen genossen hat und noch genießt. Die scharfe Logik, die seine Schriften — vor allem sein 1830 erschienenes Hauptwerk «Abriss der Kriegskunst» — durchzieht, ist echt französischer Geistes; es ist daher nicht verwunderlich, dass er hauptsächlich in Frankreich Schule gemacht hat.

Henri Baron Jomini (geb. 6. März 1779, gest. 24. März 1869) war ursprünglich Kaufmann, diente 1798—1801 im Heer der Helvetischen Republik und seit 1804 in der französischen Armee, wo er Adjutant des Marschalls Ney wurde. Ein Jahr später entstand sein Buch «Traité des grandes opérations militaires», das Napoleon zu der Äusserung veranlasste: «Da sage man noch, dass die Zeit nicht fortschreitet. Ein junger chef de bataillon, und noch dazu ein Schweizer, lehrt uns Dinge, die meine Professoren mir niemals gesagt haben und die wenige Generale verstehen.»

Im Feldzug von 1812 war Jomini Gouverneur von Wilna und später von Smolensk. 1815 trug er als Neys Generalstabschef viel zum Sieg bei Bautzen bei, verliess aber, durch seine Nichtbeförderung zum Divisionsgeneral verärgert, während des Waffenstillstandes die französische Armee und trat in russische Dienste. Er nahm am russisch-türkischen Krieg 1829/30 teil und richtete 1830 die Militärakademie in Petersburg ein. Später lebte er in Frankreich, Belgien und der Schweiz.

In seinen zahlreichen kriegstheoretischen Schriften entwickelt Jomini unter Berufung auf Beispiele der Napoleonischen Kriege eine systematische Lehre des Krieges. Ohne Wert und Bedeutung der äusseren Operationslinien zu verkennen, betont er nachdrücklich den Wert der inneren Linie. Die Aufgabe der Strategie sieht er darin, die geschlossene

Kraft des Heeres nacheinander auf die entscheidenden Punkte des Kriegsschauplatzes zu führen und derart zu operieren, dass man die Masse der Kräfte nur gegen Bruchteile der feindlichen Armee zur Wirkung bringt. Die Kriegskunst teilt Jomini in Kriegspolitik, Strategie, grosse (höhere) Taktik, Ingenieurkunst und Elementartaktik. Den Generalstabsdienst fasst er unter der Bezeichnung «Logistik» zusammen.

Jominis Lehre ist von präziser Form und positiver Schlussfolgerung, so dass sich viele Leser stark von ihm angezogen fühlen. Treffend hat jedoch Theodor von Bernhardi im Vorwort zu seinem Werk «Friedrich der Grosse als Feldherr» bemerkt, dass Jomini die Ereignisse stets nach den Bedürfnissen seines jedwedenfalls etwas einseitigen Systems zuschneidet und dass sonderliche Tiefe des Urteils bei ihm nicht zu bemerken sei. Auch der oben erwähnte General Bonnaud betont, dass die abstrakte Lehre Jominis auf die Fortbildung des französischen Offizierskorps nicht günstig gewirkt habe und stellt fest, dass wir Deutschen es Clausewitz zu verdanken hätten, wenn wir vor ähnlicher Systemsucht bewahrt geblieben seien.

Clausewitz hat sich mit seinem berühmten Buch «Vom Kriege» in scharfen Gegensatz zu den Gedankengängen Jominis gestellt und den Blick für die wahren Erscheinungen des grossen Krieges bewahrt. Dies ist sein unsterbliches Verdienst. Kein Geringerer als Graf Schlieffen hat es ausgesprochen, dass das Buch «Vom Kriege» das Höchste darstellt, was jemals über den Krieg geschrieben ist. «Wer bei uns den Krieg lehrt, tut es bewusst oder unbewusst auch heute noch in mehr oder weniger Anlehnung an Clausewitz und schöpft aus dessen unvergess-

barem Gedankenquell.» Wenn man ferner daran erinnert, dass Moltke sein strategisches Denken an Clausewitz geschult und das Buch «Vom Kriege» als eines der Werke bezeichnet hat, die auf ihn den grössten Einfluss ausgeübt haben, so rechtfertigen solche Urteile die Tatsache, dass dieser bedeutsamen Schöpfung Clausewitz' in der Geschichte der Kriegswissenschaft eine ähnliche Stellung eingeräumt wird wie in der Philosophie Kant's (Kritik der reinen Vernunft). Die Frage: «Jomini oder Clausewitz?» kann also wohl unbedenklich zu Gunsten des letzteren entschieden werden.

Die Bedeutung der Lehren von Clausewitz beruht vornehmlich darin, dass er keine graue Theorie lehrt, sondern die ewig gültigen Gesetze kriegerischen Handelns klar erkennt hat und zeigt, dass Kriegführen eine Kunst ist, die sich nicht in starre Systeme oder Regeln zwingen lässt. Er lehrt die innige Verbundenheit von Krieg und Politik, stellt den Vernichtungsgedanken als den höchsten Zweck des Kriegs hin und erkennt klar, welche unendliche Bedeutung der Volksgeist, «das Herz und die Gesinnung der Nation», in kriegerischen Zeiten hat. Ist es nicht wie für unsere heutige Zeit geschrieben, wenn wir bei ihm lesen: «Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben.»

Clausewitz ist vielen seiner Zeitgenossen als ein weltfremder Theoretiker erschienen. Erst die Späteren haben erkannt, welchen nie versiegenden Schatz echten kriegerischen Denkens wir an seinen Lehren besitzen. So gilt auch von ihm das Goethewort:

«Was dem Mann das Leben nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt gebens!»

DER SOLDAT UND DIE MEDIZIN

Der Kampf gegen die Malaria

Die verbreitetste Krankheit / Von Gefr. Helmut Tielbörger

Allgemein bekannt ist die Übertragung des Fleckfiebers durch die Laus. Mit grössten Mitteln und Tatkraft wird dieser zähe Gegner erfolgreich bekämpft. Alles kommt darauf an, die Laus und ihre Brut zu vernichten, um damit einer Weiterverbreitung des Fleckfiebers vorzubeugen, da zuverlässig wirksame Arzneistoffe zur Behandlung der Erkrankung noch nicht vorhanden sind.

Die auf der Welt am weitesten verbreitete übertragbare Krankheit ist jedoch das Wechselfieber, die Malaria. Soweit eine zahlenmässige Schätzung überhaupt möglich ist, erkrankt schon in Friedenszeiten jährlich etwa ein Drittel der Menschheit, dh. rund 700 Millionen an Malaria. Nach eigenen Angaben der Engländer sollen in Indien jährlich etwa 2 Millionen Menschen an Malaria sterben.

Ist schon in Friedenszeiten die Bekämpfung der Malaria ein Problem von ungeheurer sozialer wie wirtschaftlicher Bedeutung, so wächst es in Zeiten eines Krieges noch weiter an. Grosse Menschenmassen werden in malariefährdeten Gebieten zusammengeballt in ungewohntem Klima und unter gesundheitlich ungünstigen Bedingungen. Die in Friedenszeiten möglichen Sanierungsmassnahmen können in malariedurchsuchten Gebieten im Kriege nicht in gleichem Umfang und Gründlichkeit durchgeführt werden, um die Überträger der Malaria-Parasiten, die Stechmücken (Moskitos), zu vernichten bzw. ihre Entwicklung zu unterdrücken. Das gilt zB für die Trockenlegung von Sümpfen, die Regulierung träger Wasserläufe, das Aussetzen geeigneter kleiner Fische zur Vernichtung der Mückenlarven oder deren Bekämpfung durch Überdecken stehenden Wassers mit Petroleum oder mit Staub, der Schweinfurter Grün enthält. Welch ungeheure Sorgfalt dieser Kampf gegen die Mücken erfordert, wird schon daraus ersichtlich, dass eine weggeworfene regengefüllte Konservendose zum Mückenbrutplatz und damit zur Infektionsquelle seiner Umgebung werden kann.

Die Malaria ist eine Infektionskrankheit, die besonders in den Tropen und Subtropen heimisch ist. Dort kann sie auch lebensbedrohend sein, wenn sie unbehandelt bleibt. Sie brütet aber auch unheilrohend — wenn auch weniger gefährlich — über den Sumpfgebieten des Ostens. Mancher Kamerad, der gefeit sich gegen alle feindlichen Geschosse, musste erleben, wie er täglich mehr und mehr körperlich hinfiel, wurde, wie ihn erst leichte, dann immer stärkere Fieberanfälle befielen und endlich kampfunfähig machten.

Im Gegensatz zum Fleckfieber besitzen wir gegen die Malariainfektion gut wirksame Arzneistoffe, die sowohl vorbeugend genommen werden können, wie auch die eingetretene Infektion heilen.

Im Jahre 1880 fand der französische Arzt Laveran in den roten Blutkörperchen malarischer Menschen lebende Parasiten (Plasmodien) auf. Forscher des uns verbündeten Italien (Marchiafava, Celli, Golgi, Grassi, Bignami, Bastianelli, Missiroli) haben besonders dazu beigetragen, die Parasitologie und Pathologie der Malaria zu erforschen und zu klären. Der Engländer Ross zeigte — angeregt durch Manson —, dass die Malaria-Parasiten durch Mücken übertragen werden. Zahlreiche Forscher aller Länder und Völker waren und sind bestrebt, das so vielgestaltige Problem der Malariaerkrankung zu lösen. Ein Heilmittel hat uns die Natur geschenkt; das Chinin, das in der Rinde des in Peru heimischen Chinabaumes vorkommt. Abenteuerlich ist die Geschichte seiner Verpflanzung nach Java durch den Deutschen Hasskarl. Dort wurde dann die Chininerzeugung nahezu ein Monopol der Holländer. Für uns blieb Chinin eine Importware, von der wir jederzeit abgeschnitten werden konnten.

Für die Kriegführung im Mittelraum wie im Osten hätte ein Mangel an Chinin zu ähnlich katastrophalen Folgen führen können, wie das im vorigen Weltkrieg im Balkan der Fall war. Darüber hinaus ist Wirkungsstärke und Wirkungsweise des Chinin wenig befriedigend. Es hat recht unangenehme Nebenwirkungen, erzeugt zB. Ohrensausen und Schwindelgefühl und ist nicht imstande, die

Geschlechtsformen der Erreger der gefährlichsten Malariaform, der Malaria tropica, zu vernichten.

Seit der Entdeckung des Chinin 1820 durch Pelletier und Caventon vergingen rund hundert Jahre, bis es deutschen Forschern gelang, gegen Malaria wirksame Arzneistoffe synthetisch aufzubauen.

Copanaris, ein Grieche, Sergeant in Algier, und Giemsa, im Tropeninstitut in Hamburg, hatten bereits versucht, die Wirkung von Stoffen gegen Malaria im Tierversuch zu prüfen. Sie untersuchten die Wirkung an der Malariainfektion der Vögel, die zwar auf den Menschen nicht übertragbar ist, sich aber sonst dieser sehr ähnlich verhält. Erfolge aber blieben ihnen versagt.

Der leider so früh verstorbene Forscher Röhl, dem wir auch die Auffindung des gegen Schlafkrankheit wirksamen Germanin verdanken, baute die Prüfungsmethodik weiter aus. Er fand eine von Schulemann, der sich nicht nur dadurch, sondern noch durch eine Reihe von Arbeiten auf anderen Gebieten als Wissenschaftler und Forscher weit über die Grenzen Europas einen Namen schuf, und seinen Mitarbeitern Schönhöfer und Wingler synthetisch hergestellte Verbindung, das Plasmochin, wirksam gegen Malaria. Sioli zeigte dann, dass das Plasmochin auch gegen die Malaria des Menschen wirkt.

Ausgedehnte Anwendung des Plasmochin in der Praxis brachten neue Tatsachen an das Licht. Plasmochin vernichtet in kleinsten Gaben insbesondere die Geschlechtsformen der Malaria tropica und unterbricht damit die Übertragung dieser gefährlichen Malariaform von Mensch zu Mensch. Auch gegen die häufigen Rückfälle der an sich harmloseren Malaria tertiana ist es von besonderer Wirksamkeit.

Nachdem durch diese Zusammenarbeit von Röhl, Schulemann, Schönhöfer und Wingler erstmalig der Bann gebrochen war, der so lange Zeit hindurch über der künstlichen Herstellung gegen Malaria wirksamer Mittel gelegen hatte, bauten Mietzsch und Mauss auf dieser Grundlage weiter. Ihnen gelang die Herstellung des Atebrin, dessen Wirkung im Tierversuch von Kikuth aufgefunden wurde. Sioli und Peter bestätigten dann am Menschen, dass Atebrin ein vor allem gegen die ungeschlechtlichen Formen der Malaria wirksames Heilmittel ist.

So sind wir heute durch deutsche Forscherarbeit im Besitz zweiter sich in der Wirkung ergänzender Heilmittel gegen Malaria, die wir selbst erzeugen und die uns völlig unabhängig von unseren Feinden im Kampfe gegen die Malaria und damit auf diesem so kriegswichtigen Gebiete machen.

Plasmochin und Atebrin finden — für sich oder in zweckmässigen Kombinationen — erfolgreiche Anwendung zur Heilung eingetretener Malariainfektionen und vor allem



Ein Bildgruss von einem unbekanntem Mädel an Euch

Aufn.: E. Hase

auch als Vorbeugungsmittel. In ihrer Wirkung sind sie dem Chinin nicht nur ebenbürtig, sondern ergänzen es und sind ihm in vieler Hinsicht weit überlegen.

Damit aber hat die Forschung in Hochschulen und in der Industrie auf diesem Gebiete keineswegs ihren Abschluss gefunden. Auch hier gilt die Parole, dass immer noch bessere und noch wirksamere Waffen geschaffen werden müssen, um alles zu tun, um dem deutschen Soldaten auch in dieser Richtung in seinem Kampf zu helfen.

Besonders wichtig. Sie bilden eine ganze Reihe, die als B I, B II, B III usw. bezeichnet werden. Das Vitamin B I ist enthalten in Hefe, aber auch in anderen Nahrungsmitteln. Fehlt in der Ernährung das Vitamin B I, dann tritt die Beri-Beri-Krankheit ein, die namentlich in China, Japan und Indien verbreitet ist. Im Jahre 1880 hat ein holländischer Arzt auf den Sundainseln festgestellt, dass Beri-Beri in einigen holländischen Gefängnissen stark herrschte, in anderen aber gar nicht. Durch Versuche durch Fütterung der Hühner mit Reis ergab sich, dass bei Ernährung mit geschältem Reis eine Erkrankung an Beri-Beri eintritt, bei Verwendung von ungeschältem Reis dagegen nicht. Die Krankheit hat eine Schwäche in den Beinen, Lähmungen und Krämpfe zur Folge, bei ihrem Fortschreiten können auch Herzlähmungen eintreten. Ischias und Nervenzündungen können ebenfalls zusammenhängen mit dem Mangel an Vitamin B I. Durch Injektion von Vitamin B I und von Leber kann dem Kranken die Bewegungsfähigkeit wiedergegeben werden. Bedeutende Mengen von Vitamin B I befinden sich im Getreidekorn und zwar in dessen Keim, der die wertvollsten Nahrungsstoffe überhaupt

Der Vitaminbedarf des Menschen

Von Universitäts-Professor Dr. Heupke

Die Ernährungslehre stammt aus Deutschland und geht auf Justus von Liebig zurück. Erst in den letzten Jahrzehnten haben auch Engländer und Amerikaner teilgenommen an den Fortschritten auf diesem Gebiete. Das wesentliche dieser Lehre ist die Erkenntnis, dass der Mensch zu seiner Ernährung Eiweiss, Fett und Kohlehydrate braucht. Es hat sich aber ergeben, dass der Mensch noch Ergänzungsstoffe nötig hat, die man nach dem Vorschlage von Casimir Funk Vitamine nennt. Die Vitamine werden nach den Buchstaben des Alphabets bezeichnet. Nur ein Teil der Vitamine ist für den Menschen notwendig, andere sind es für die Tiere.

Ein für den Menschen besonderes wichtiges Vitamin ist das Vitamin A, das hauptsächlich tierischen Stoffen entnommen wird. Eine Anzahl Organe des menschlichen Körpers kann erkranken, wenn dieses Vitamin fehlt. So entstehen Augenentzündungen, Entzündungen der Hornhaut. Diese Krankheiten

waren in Dänemark während des Weltkrieges stark verbreitet, weil dessen Landwirtschaft ihre tierischen Produkte, namentlich Butter, exportierte, und diese Nährstoffe darum in Dänemark nicht genügend gegessen wurden. Nach der Feststellung dieser Tatsache hat die dänische Regierung die Ausfuhr jener Nahrungsmittel untersagt, worauf die Epidemie bald verschwand. Auch die Nachtblindheit ist sehr häufig eine Folge des Mangels an Vitamin A. In den Ländern, die zur griechisch-katholischen Kirche gehörten, war diese Krankheit infolge gewisser Fastengebote besonders stark verbreitet. Die durch die Krankheit hervorgerufenen Störungen können beseitigt werden durch Verabreichung von Leber, in der das Vitamin A besonders stark vorhanden ist. Menschen, denen zu wenig Vitamin A zugeführt wird, sind leicht empfänglich für Infektionskrankheiten, so für die Lungenentzündungen.

Neben dem Vitamin A sind die Vitamine

Hammerschlag auf den Daumen

Wenn der Fingernagel blau wird

Dass der Gebrauch des Hammers — und sei es auch nur zum Einschlagen eines Nagels in die Wand — eine Kunst darstellt, ist nur den wenigsten klar. Denn was der Anfänger aus Unwissenheit verkennt, hat der Erfahrene durch die alltägliche Selbstverständlichkeit schon wieder vergessen. So bringen es Ungeschicklichkeit auf der einen Seite, Unachtsamkeit auf der anderen mit sich, dass beide vom Missgeschick nicht verschont bleiben. Wenn dann das eigenwillige Werkzeug sein Ziel verfehlt, pflegt es die Fingerkuppe zu sein, der die Folgen zur Last fallen. Ebenso wie nach einer Quetschung im Türspalt stellt sich in solchen Fällen schon bald nach Überwinden des ersten Schrecks eine starke Blutansammlung unter dem Fingernagel heraus, die zunächst einen rötlichen Farbton, späterhin die bekannte blauschwarze Verfärbung annimmt.

Zum Glück lehrt nun die Erfahrung, dass ein solches Ereignis meist keinen Anlass zur Besorgnis bietet. Zwar ist der Schmerz infolge der reichlichen Versorgung der Fingerglieder mit Nerven zunächst recht erheblich. Aber gewöhnlich verliert er sich doch spätestens nach einigen Stunden vollkommen. Überdies bildet der Nagel selbst den besten Druckverband, der die Blutung unter seiner Oberfläche selbsttätig zum Stillstand bringt. Ihre Überreste wachsen dann ohne weiteres Zutun nach vorn hinaus. Wenn der Nagel selbst aber späterhin verfrüht abgestossen wird, so darf man doch bei unbeschädigter Nagelwurzel im Laufe von 14 bis 16 Wochen mit einem untadelig geformten Nachfolger rechnen. Nicht immer freilich kommt man so glücklich davon.

Unfälle dieser Art können mit Komplikationen verbunden sein, die eine grundsätzliche Aufmerksamkeit erfordern. Ein reibungsloser Heilungsverlauf ist im besonderen nicht mehr unbedingt gewährleistet, wenn der Nagel selbst ein- oder gar teilweise am Nagelfalz abgerissen ist, wenn sich auf der Gegenseite der Fingerbeere eine bläuliche Verfärbung einstellt oder ein zunehmendes Spannungs- und Schmerzgefühl in der Tiefe auftritt. In erster Linie muss man dann stets an eine Knochenverletzung denken, die um so leichter verborgen bleibt, als sie sich nicht durch die üblichen Anzeichen des Knochenbruchs zu erkennen gibt.

Die äussere Untersuchung kann hier auch bei grösster Gewissenhaftigkeit ein zuver-

enthält. Das ist auch der Grund, weshalb sich der Staat für die Herstellung des Brotes aus dem ganzen Getreide einsetzt. Auch in dem Schweinefleisch und in zahlreichen Obst- und Gemüsesorten ist das Vitamin B I enthalten. Durch Keimung kann der Vitamingehalt noch gesteigert werden, zum Beispiel bei den Hülsenfrüchten.

Das Vitamin BII ist erst seit etwa sechs Jahren bekannt. Es ist im Farbstoff der Hefe und der Milch als Lactoflavin enthalten. Besonders wichtig ist die Pellagra, die durch den Mangel eines anderen B-Faktors, des Nikotinsäureamids bedingt ist. Die Krankheit, die in Italien bei der armen Bauernbevölkerung verbreitet war, die sich hauptsächlich aus der aus Mais hergestellten Polenta ernährte, wurde dadurch erfolgreich bekämpft, dass die italienische Regierung der Bevölkerung andere Nahrungsmittel kostenlos zur Verfügung stellte.

Das Vitamin C verhütet den Skorbut. Bei dieser Krankheit treten Blutungen auf, zunächst des Zahnfleisches und unter der Haut. Bei der Krankheit liegt eine Durchlässigkeit der Blutgefässe vor, die durch das Vitamin C wieder dicht werden. In Kartoffeln, Gemüse und Obst ist viel Vitamin C enthalten. Oft genügen vier bis fünf Zitronen, um den Skorbut zu beseitigen. Heute kommt der Skorbut nicht mehr so häufig vor wie früher, wo die Krankheit besonders bei den Seeleuten verbreitet war. Cook hat den Skorbut, der auf seiner Expedition nach Neuseeland bei der Mannschaft aufgetreten war, mit neuseeländischem Spinat geheilt, der daraufhin nach Europa kam. Man hat festgestellt, dass der Skorbut, der früher auch in Anstalten aufgetreten ist, bei uns verschwunden ist, seitdem wir die Kartoffel kennen. Die Kartoffel wurde durch Friedrich den Grossen, wie uns Nettelbeck geschildert hat, unter Anwendung von Zwangsmassnahmen, ja sogar körperlicher Strafen eingeführt. Seit dem Kartoffelanbau sind ausserdem bei uns die Hungersnöte fast verschwunden, nur im Jahre 1817 hat es solche gegeben. Früher traten sie jedoch fast alle drei Jahre auf.

Das Vitamin K ist erforderlich zur Verhinderung von Blutungen, durch die ein Mensch zugrunde gehen kann. Dieses Vitamin wird im Darm des Menschen durch Bakterien gebildet, es befindet sich auch in Kalsleber. Bei Gallenleiden fehlt das Vitamin K. Dann tritt die Gelbsucht auf, die durch Einführung des Vitamin K beseitigt werden kann.

Vitamin D findet sich in tierischen Nahrungsmitteln und in einzelnen Pflanzen nicht. Der Mensch kann auch das Vitamin D selbst bilden. Die Mangelkrankheit ist die Englische Krankheit. Sie befällt die Kinder als Rachitis und heisst bei den Erwachsenen Knochenerweichung. Das Vitamin D ist notwendig für die Kinder. Heute ist die Rachitis seltener, weil die Ernährung verünftiger geworden ist als früher. Unter der Haut ist eine Vorstufe des Vitamin D vorhanden, die durch Bestrahlung mit ultraviolettem Licht zum Vitamin D wird. Durch Bestrahlung mit ultraviolettem Licht lässt sich auch die Milch mit Vitamin D bereichern.

In der Wissenschaft von den Vitaminen bestehen zwar noch Lücken, aber wir werden bald einen tieferen Einblick in diese Ergänzungsstoffe erhalten. Da die Natur ihre Sache besser macht, als der Mensch, soll man die Vitamine in natürlicher Form dem menschlichen Körper zuführen und die Kost möglichst abwechslungsreich gestalten. Die Vitamine sollten nicht durch Kochen zerstört werden, und darum soll an jedem Tag etwas Rohes bei den Speisen sein, Salate, Obst und ausserdem Vollkornbrot.

Gesundheitspflege ist bestes Lebenselixier

Welchen Krankheiten kann ich mich mit Sicherheit entziehen?

Das Ideal ewiger Gesundheit hat immer wieder Einzelne und Völker begeistert. In ihren Sagen und Mythen spiegelt sich solch verständlicher Wunsch. Die griechischen Götter führen der Sage nach auf dem Olymp ein Leben in völliger Sicherheit, dass sie ewig jung und gesund bleiben werden. Allerdings müssen sie etwas dafür tun: sie müssen sich Nektar einschenken und Ambrosia reichen lassen. Es wird ihnen nicht schwer gefallen sein, hierfür die schönen dazu auserwählten Gestalten zu bemühen und die Arbeit des Essens und Trinkens auf sich zu nehmen.

Immer wieder, auch in der mittelalterlichen deutschen Denkweise, ist von Lebenselixieren oder ähnlich benannten Kräften die Rede, die die unabdingbare Gewähr für ein Leben in Gesundheit und Fülle in sich bergen. Die Macht der Krankheit hatte sich ja in jenen Zeiten noch stärker den bangenden, verzweifelten und hoffenden Menschen aufgedrängt als heute. Sie erlebten den schwarzen Tod, eine Art der Pest oder tödlicher Grippe (daher jetzt noch der volkstümliche Name Lungenpest), sie erlebten den Aussatz, der aus Europa fast verschwand, seitdem man sorgfältiger mahlte und backte und der giftige Stoff der Kornrade nicht mehr im Erot mit verbacken wurde. Sie erlebten eine Kindersterblichkeit von unvorstellbarer Höhe. Ist doch zu Zeiten von hundert Neugeborenen eine Zahl von 40, 50 und noch mehr im ersten Lebensjahr gestorben. Ja, noch um 1890 starben rund 23 von 100 Neugeborenen im ersten Lebensjahre, während es der harten Arbeit der deutschen Kinderheilkunde, insbesondere den Forschungen Adalbert Czernys, gelungen ist, diese Zahl jetzt auf unter 6 herabzudrücken.

Auch heute noch gibt es Scharlatane und «Gläubige» genug, die im Besitze eines Mittels zur ewigen ungetrübten Gesundheit zu

sein glauben. Ihr «Nektar und Ambrosia» kann ein Amulett, eine Maskotte, ein Schwindelmittel, wertlos und teuer zugleich, eine bestimmte Gebetsform, aber auch der Glaube an eine bestimmte Ernährungsweise sein, zB. reine Rohkost, täglicher Haferbrei, Joghurt, Tamarinde oder sonst etwas. Nun — so leicht macht es uns die Natur nicht. Sie verlangt von uns allen ständige Aufmerksamkeit auf unseren Gesundheitszustand. Wir sollen die Anzeichen sich anbahnender Krankheiten richtig und rechtzeitig erkennen und mit Hilfe erfahrener Ärzte deuten. Vor allem aber sollen wir von vornherein die Erkrankung an sicher vermeidbaren Krankheiten völlig ausschalten. Der Kreis dieser Krankheiten ist nicht so klein, wie man in den Zeiten der Bakterienfurcht, der Ansteckungsgefahr, der Angst vor allen möglichen unheilbaren Krankheiten glauben möchte.

Eine grosse Gruppe mag voran stehen: das sind die Geschlechtskrankheiten. Sie sind bei richtiger Lebensweise und der eines deutschen Mannes und einer deutschen Frau würdigen Selbstzucht durchaus vermeidbar. Fälle, in denen sie durch Trinkgefässe oder auf ähnlichem unvorkehrbarem Wege übertragen sind, sind so selten, dass manche Fachleute meinen, wirklich nachgewiesene Fälle kämen nicht vor oder vielleicht im Verhältnis von 1:1.000.000. Es liegt eine Tragik in der Vorstellung, dass allein im Laufe der deutschen Geschichte Millionen von Menschen durch diese vermeidbaren Krankheiten unglücklich wurden, dass unendlich viel Familienglück zerstört, Hunderttausende im Verfolg solcher Krankheiten von Geisteskrankheit befallen wurden. Im 16. Jahrhundert kam die Syphilis nach Deutschland. Sie hiess damals fast stets die französische Krankheit oder nur «die Franzosen». An ihrer Erkenntnis hat der grosse 1541 gestorbene

Arzt Paracelsus wesentlichen Anteil: er gab auch Heilmittel an und verwarf das damals gebräuchliche Guajakholz, mit dessen Absud man damals dieses das Mark des Volkes zerstörenden Übels Herr zu werden versuchte. Heute ist es für jeden, der es nur aufrichtig will, ganz leicht, eine derartige Krankheit zu vermeiden oder sich doch, falls sie wirklich ausgebrochen ist, im ersten Stadium heilen zu lassen.

Es gibt aber noch eine grosse Zahl anderer Möglichkeiten zum Krankwerden, denen man entgehen kann. Da sind einmal die zahllosen kleineren Verletzungen, die besonders ärgerlich sind, wenn man sie gar nicht gemerkt hat. Wie oft reiss man sich irgendwo auf und merkt erst nach längerer Zeit, dass Blut geflossen ist. Jedenfalls ist es ratsam, dass jeder, der zu Infektionen neigt, solche kleinen Wunden gleich mit Jod oder Sepsobestrich. Das gleiche gilt für Mückenstiche, die je nach Veranlagung, aber auch je nach der Giftigkeit des Tieres recht unangenehme Folgen haben können.

Eine weitere Gruppe vermeidbarer Krankheiten sind die sogenannten «Erkältungen», deren Wesen die wissenschaftliche Medizin noch immer nicht hat aufdecken können. Darin lieber Vorsicht und eher einmal zu viel bei nassen Füssen Strümpfe und Schuhe wechselt, aus der Zugluft (besonders im Zuge bei geöffnetem Fensterspalt) gesetzt, die gerade auf eine bestimmte Stelle am Nacken oder sonstwo treffend hässliche Erscheinungen hervorzubringen vermag.

Jeder mache sich Gedanken über die vermeidbaren Krankheiten, und er wird dahin kommen, dass auch viele schwere Krankheiten der Lunge, der Verdauungsorgane, des Herzens, der Blutgefässe, der Nerven und des Gehirns vermeidbar sind!

Dr. Hartmann